



Drittes Buch.

Im Exil.

Sechzehntes Kapitel. Chamisso und die Schwaben.

Am 1. Mai des Jahres 1831 ging Heine über den Rhein nach Paris. Er ahnte nicht, daß er sein Vaterland für immer verlasse. Es ist eine Unwahrheit, wenn man sagt, daß sein Exil ein freiwilliges gewesen sei. Leider hat sich gerade ein angesehenener deutscher Historiker dieser Unwahrheit schuldig gemacht. Heine ging erst, als ihm die Luft zu schwül wurde im Vaterlande, als „eine große Hand ihm gar besorglich winkte“. Wir wissen jetzt, daß es die mächtige Hand des Fürsten Metternich war, der sich in dem „melancholischen, süßen Gewässer“ Heinescher Lyrik wie in einem Quell der Verjüngung zu baden liebte.

Er stand damals in seines Lebenstages Mittag. Als deutscher Dichter bekannt im ganzen Vaterlande, von vielen geliebt, von vielen gehaßt, von den meisten gefannt, so durfte er noch vor seinem Scheiden die Wonnen und Qualen des Dichterruhms voll auskosten. Der Meisterpinsel Moritz Oppenheims hat uns das Bild des Dichters aus jener Lebensperiode erhalten. Auf der Durchreise sah er dem ausgezeichneten Maler in Frankfurt a. M., und das Delgemälde Oppenheims ist unzweifelhaft das beste Porträt Heines aus seinen Mannesjahren. In diesem Bilde treffen alle Züge der Individualität des Dichters, wie sie aus seinem Leben und auch aus seinen Werken hervortreten, zu einem charakteristischen Ganzen zusammen, und wir sagen uns unwillkürlich: Ja, so hat Heine ausgesehen!

So sah er aus, als er im Vollgefühl der Freiheit über die Boulevards spazierte und den Zauber der Weltstadt in vollen Zügen einatmete, so sah er aber auch aus, wenn er in dem bunten Treiben der Fremde der fernen stillen Heimat wehmütig gedachte und der Lieben, die er dort zurückgelassen.

Der heiße Zorn darüber, daß in seiner Wiege schon die Marschroute für sein ganzes Leben gelegen habe, hat Heine nie verlassen, auch in den Tagen nicht, da er auf der Sonnenhöhe des Ruhmes und des Glückes stand. Und aus diesem Zorn heraus richtete er jene scharfen und gar oft über das Ziel hinauschießenden

Angriffe gegen die Hanswürste, die sich daheim auf den Pfählen des Glückes reckten, indes er die harten Treppen des Exils auf und ab steigen mußte. Er hatte nur die Wahl zwischen gänzlichem Waffenniederlegen oder lebenslänglichem Kampfe. Da wählte er diesen und griff zu den Waffen gegen fremden Hohn, gegen frechen Geburtsdünkel, gegen die Schergen der Tyrannei, gegen die Knechtseelen und Philisterherzen, die die deutschen Farben entehrten, welche nach seiner Ueberzeugung dazu bestimmt waren, einmal die Standarte der ganzen freien Menschheit zu schmücken.

Von diesem Standpunkte aus unternahm er auch den Kampf als Führer des „jungen Deutschland“ gegen Wolfgang Menzel und gegen die schwäbischen Dichter. Zu tief waren die sozialen und politischen Gegensätze, die ihn selbst von Uhland, Schwab und Kerner trennten, obwohl er des ersteren dichterische Bedeutung aufrichtig anerkannte und auch dem letzteren, sowie den Genossen beider im Schwabenlande, bei der kritischen Prüfung mildernde Umstände zubilligte. Aber die Schliche und Ränke, denen er, der in der Fremde lebende deutsche Poet, fast zehn Jahre lang ausgesetzt war, mußten ihn endlich zum Angriff reizen. Sein „Schwaben-Spiegel“ war durchaus kein Kampf mit Toten, wie er die Leser glauben machen wollte, sondern ein Akt blutiger Notwehr gegen die „lieben Kleinen von der schwäbischen Dichterschule“, die sich gegen sein Gesicht verschworen hatten.

Die Geschichte dieser Verschwörung ist sicher eines der interessantesten Kapitel der neueren Litteraturgeschichte. Sie ist erst jetzt klar geworden und wir wissen, daß es eigentlich nicht die großen prinzipiellen Gegensätze waren, von denen der Kampf ursprünglich ausgegangen ist. Wie durch einen blöden Zufall gerät ein Mann an die Spitze dieses Krieges, der innerlich Heine näher steht als den Schwaben, und der seiner ganzen Naturanlage nach am wenigsten sich zum Kämpfer, geschweige denn zum Führer im Kampfe eignete, nämlich Adelbert v. Chamisso! Freilich, wer in den Biographien Chamissos oder Heines etwas über deren Beziehungen suchen wollte, der würde sich auch heute noch vergeblich bemühen. In den Briefen Chamissos wird Heine nicht erwähnt, und in den biographischen Werken über Heine findet sich nur die Thatsache verzeichnet, daß beide miteinander bekannt waren.

Die Bekanntschaft zwischen Heine und Chamisso vermittelte Barchnagen von Ense im Jahre 1822. Schneller als mit allen übrigen Besuchern des Salons der Rahel befreundete sich Heine mit Chamisso. Der burschikose alte Student, halb Franzose, halb Deutscher, mit seinen seltsamen Manieren und den humoristischen Anstrich mußte Heine besonders gefallen. Und Chamisso scheint damals das Urteil des Barchnagens Kreises über die poetische Begabung des jungen Dichters geteilt zu haben. Auch bei Eduard Hitzig, dem intimen Freunde Chamissos, und in dem Salon der Frau von Hohenhausen, die zuerst Heine als Nachfolger Lord Byrons

die Wahrhaftigkeit zu konstatieren, deren sich der Dichter selbst bei unwesentlichen Angaben befleißigte. Wohl jeder, der die „Harzreise“ bis heute gelesen, hat die Bemerkung über das schlechte Wetter in Verbindung mit der Reise Chamissos für einen Witz auf dessen Schlemihltum gehalten. Da finden wir zufällig in der Biographie Chamissos von Karl Zulda einen Brief des Dichters an seine Frau, in dem von dem entsetzlichen Wetter die Rede ist, das ihn auf seiner Fußreise durch den Harz begleitet habe. Und das Wanderlied, das er seiner Antonie vom Fuße des Brodens übersendet, beginnt mit den Worten: „Der Regen strömt!“ Die Verse aber, die Chamisso seinen Kindern aus dem Harz geschickt, haben eine merkwürdige Ähnlichkeit im Ton und in der Stimmung mit den Gedichten Heines in dessen „Harzreise“.

Als Chamisso ein Jahr später durch Göttingen reiste, suchte er Heine auf, und dieser berichtet wiederum ein halbes Jahr später darüber an Barchnagen von Ense in derselben scherzhaften Weise wie das erste Mal: „Grüßen Sie mir auch Chamisso. Als er durch Göttingen reiste, haben wir uns beide durch gleiche Schlemihltät nicht auffinden können; ich hörte nur im Gasthof, daß er in einem einspännigen Fuhrwerk nach Alasthal gereist sei. Und doch ist er dort zu Fuß angekommen“.

In den folgenden Jahren scheinen Chamisso und Heine auseinander gekommen zu sein. Es ist wahrscheinlich, daß der treuherzige Chamisso sich mit der Kampfesweise, die Heine in seinen Reisebildern gegen Platen und andere Freunde einschlug, nicht befreunden konnte. Gleichwohl war Heine einer der ersten, die Chamisso zur Teilnahme an seinem „Deutschen Musenalmanach“ im Jahre 1832 aufforderte. Mitte Mai desselben Jahres schreibt Heine an Barchnagen: „Grüßen Sie mir Chamisso. Ich werde ihm nichts schicken, aber ihm schreiben“. Es mag nur an äußeren Gründen gelegen haben, daß Heine keinen Beitrag für den Musenalmanach lieferte; denn seiner Sympathie für den Menschen und seiner Verehrung für den Dichter Chamisso gab er auch in den folgenden Jahren bereiten Ausdruck. In seiner Abhandlung „Die romantische Schule“ schreibt er drei Jahre später (1835): „Von Adelbert von Chamisso darf ich hier eigentlich nicht reden; obgleich Zeitgenosse der romantischen Schule, an deren Bewegungen er teilnahm, hat doch das Herz dieses Mannes sich in der letzten Zeit so wunderbar verjüngt, daß er in ganz neue Tonarten überging, sich als einen der eigentümlichsten und bedeutendsten modernen Dichter geltend machte und weit mehr dem jungen als dem alten Deutschland angehört. Aber in den Liedern seiner früheren Periode weht derselbe Odem, der uns aus den Ahlandschen Gedichten entgegenströmt; derselbe Klang, dieselbe Farbe, derselbe Duft, dieselbe Wehmut, dieselbe Thräne . . . Chamissos Thränen sind vielleicht rührender, weil sie, gleich einem Quell, der aus dem Felsen springt, aus

einem weit stärkeren Herzen hervorbrechen“. Dieses ist das einzige positive Urteil, welches wir von Heine über Chamisso besitzen; aber es faßt in der That auch alles zusammen, was über Chamissos Dichterart zu sagen ist, und es ist ein Verlust, daß Heine weder in seinen Memoiren, noch in der projektierten Fortsetzung seines Buches „Ueber Deutschland“ dazu gekommen ist, die ausführliche Charakteristik Chamissos und seiner Beziehungen zu ihm zu geben, die er wiederholt beabsichtigt hatte. Unter den vier Dichtern, die er in einem neuen Buche zu besprechen gedenkt und deren Talent dem unserer größten Poeten nahe komme, nennt er noch 1855 in erster Reihe „seinen verstorbenen Freund Adelbert von Chamisso“. Und in dem Verzeichnis von Freunden und Bekannten, deren Porträts seine Memoiren enthalten sollen, stellt er (1844) Chamisso gleichfalls in die vorderste Reihe neben Immermann und Hegel.

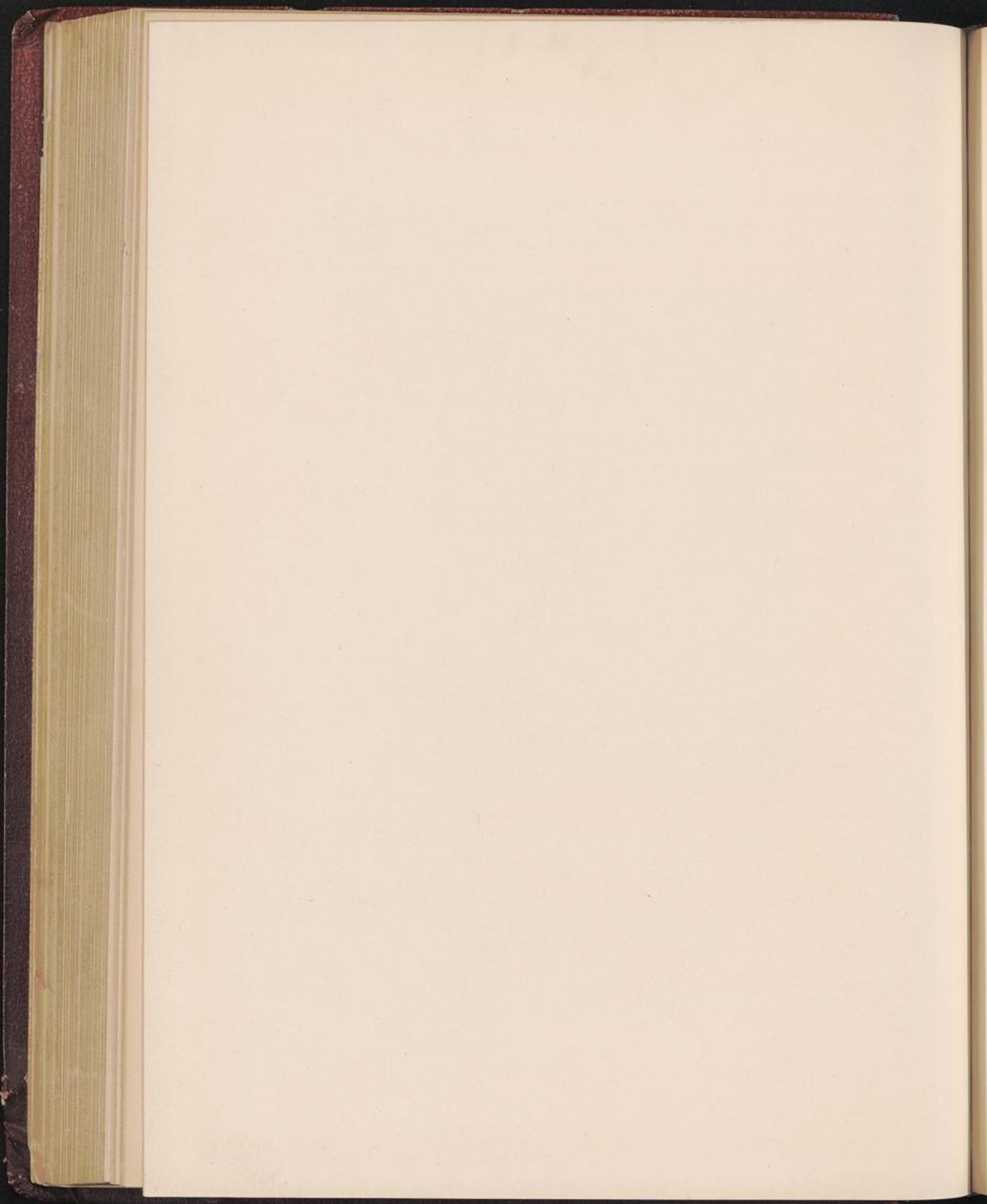
Die Meinung, die Chamisso von Heine hegte, war ebenfalls keine geringe. Ein sichtbarer Ausdruck dieser war die Annahme des Vorschlages, den sein Verleger Weidmann in Leipzig ihm schon 1836 gemacht hatte, den achten Jahrgang des „Deutschen Musenalmanachs“ mit dem Porträt Heines zu schmücken. Die Verlagsbuchhandlung schrieb deshalb auch an den Dichter und erbat sich von diesem, wie schon 1832, poetische Beiträge und ein gutes Bild. In einem Schreiben vom 4. Februar 1836, das in seine gesammelten Briefe noch nicht mit aufgenommen ist, antwortet Heine auf diese Bitte folgendes: „Für Ihre Freundlichkeit danke ich herzlichst; der deutsche Poet in mir freut sich über Ihr gütiges Vorhaben, wird auch gewiß dankbar dafür sein, und ich darf wohl für einen späteren Jahrgang recht hübsche deutsche Gedichte versprechen. Dieses Mal ist Ebbe, leichteste Ebbe in meinem Portefeuille, und was ich im Gemüte trage, wird sich schwerlich in metrischer Form produzieren. Dieser Tage werde ich einem vorzüglichen Maler sitzen, und ich werde Ihnen eine gute Kopie meines Gesichtes Ende dieses Monats ganz sicher überschicken Es existiert gar kein gutes Bild von mir, und ich bin schon seit Jahren dringend angegangen, diesem Bedürfnis abzuhelpen; ich freue mich daher, daß dieses jetzt in so konvenabler Weise geschieht. Sie sehen also, meine Schreibverzögerung hatte nicht ihren Grund in mangelnder Eitelkeit; mein Gesicht interessiert mich noch immer“.

Bekannt ist, welches Satyrspiel der Plan der Weidmannschen Buchhandlung im Gefolge hatte. Obwohl weder dieser noch einer der früheren Jahrgänge des Musenalmanachs einen Beitrag von Heine enthielt, genügte doch schon die harmlose Beigabe seines von dem bekannten Kupferstecher und Zeichner Tony Johannot etwas weich, im ganzen aber doch vortrefflich ausgeführten Bildnisses, die gesamte schwäbische Dichterschule zu eiliger Flucht aus jenem Musenalmanach zu veranlassen. Ja, Gustav Schwab, der bis dahin mit Chamisso gemeinsam die Redaktion geführt hatte, zog sich sogar von der Leitung des Unternehmens zurück. Man kann sich denken,



Heinrich Heine.

Gezeichnet von Tony Johannot 1837.



daß Chamisso aus dieser Sympathiebezeugung für Heine vielerlei Unannehmlichkeiten erwuchsen. Aber es ist sicher, daß der harmlose Poet über das humoristische Capriccio herzlich gelacht hätte, das Heine über diesen Schwabenstreich dichtete, wenn es ihm zu Gesichte gekommen wäre. Den Lesern aber ist das „Testament“ wohl bekannt, in dem Heine auch die schwäbische Dichterschule bedankt. Und ebenso hätte Chamisso herzlich gelacht, wenn er die humoristische Huldigung erlebt hätte, die Heine in seinen „Hebräischen Melodien“ ihm gewidmet hat. Jeder kennt aus diesem Gedicht die Erklärung, die Heine über den Ursprung des Wortes Schlemihl giebt; aber nicht jeder weiß, daß Heine zuerst diese zutreffende Erklärung gegeben und dazu noch mit einer Motivierung, die selbst Chamisso unbekannt war.

„Was das Wort Schlemihl bedeutet,
Wissen wir. Hat doch Chamisso
Ihm das Bürgerrecht in Deutschland
Längst verschafft, dem Worte nämlich.

Aber unbekannt geblieben,
Wie des heil'gen Niles Quellen,
Ist sein Ursprung; hab' darüber
Nachgegrübelt manche Nacht.

Zu Berlin vor vielen Jahren
Wandt' ich mich deshalb an unsern
Freund Chamisso, suchte Auskunft
Beim Dekane der Schlemihle.

Doch er konnt' mich nicht befried'gen
Und verwies mich drob an Hitzig,
Der ihm den Familiennamen
Seines schattenlosen Peters
Einst verraten . . .“

Das übrige ist bekannt, soweit es die Entstehungsgeschichte des Schlemihlgedankens betrifft, dem Heine noch in seinen letzten Lebenstagen ein poetisches Denkmal gesetzt hat. Es ist aber bedauerlich, daß wir kein einziges Blatt aus dem Briefwechsel zwischen Chamisso und Heine besitzen, das jedenfalls die Beziehungen zwischen den beiden Dichtern klarer erhellt hätte, als es hier geschehen konnte. Dafür besitzen wir aber andere Zeugnisse, welche die geistige Sympathie und Wahlverwandtschaft zwischen beiden Dichtern begründen, nämlich ihre Gedichte. Wer diese aufmerksam liest, kann keinen Augenblick bezweifeln, daß Chamisso auf Heine stark eingewirkt hat. Seine Leidenschaft und seine Schwermut, seinen Humor und seine Kraft, sein Kolorit und seine Plastik finden wir, allerdings in verstärktem Maße, bei Heine wieder. Auch Chamisso ist von der Romantik ausgegangen und hat sich später dem modernen Empfinden zugewendet; auch er hat mit mittelalterlichen Gespenstergeschichten angefangen und später Byron und Napoleon besungen. Vor allem aber hat er mit Leidenschaft und Schwermut, mit tiefer Empfindung und lebhaftem Schönheitsgefühl Frauenliebe und -leben besungen und dadurch vor allem einen nachhaltigen Einfluß auf Heine ausgeübt.

Siebzehntes Kapitel. Friedrich Hebbel.

Zwei in ihrem innersten Wesen, in ihrem Charakter und in ihrer Lebensauffassung verschiedener geartete Naturen als Hebbel und Heine dürfte es wohl im ganzen Umkreis der neuern deutschen Litteratur kaum geben. Heine, der leichtfertige, melancholische, subjektive, verführerische, ironische Romantiker und Hebbel, der tiefgründige, schwermütige, bei dem alles in Reflexion und Pessimismus, sowie in sittlichen Problemen aufging, der unerbittliche, kräftige Poet, dessen Dichtungsart gegen die Flatterhaftigkeit des jungen Deutschland einen entschiedenen Gegensatz bildete! Und dennoch — oder vielleicht gerade deshalb — fühlten sich beide Dichter ihr ganzes Leben lang lebhaft zu einander hingezogen. Die Thatsache selbst war bekannt, aber die näheren Umstände über die Beziehungen der beiden Dichter zu einander entzogen sich bisher der allgemeinen Kenntniss. Adolf Strodtmann, der erste Biograph Heines, wußte überhaupt noch nichts von diesen Beziehungen.

Wenn man Hebbels Bekenntnisse in seinen Tagebüchern, wenn man seine Anschauungen über die Poesie und über den Humor, über die Mittel der Dichtkunst und das Schicksal des Genius kennt, so findet man es begreiflich, daß er in seinen Anfängen keinen Geschmack an Heine finden konnte. Ihm war alles Dichten Offenbarung; nach seiner Meinung hält in der Brust des Dichters die ganze Menschheit mit ihrem Wohl und Wehe ihren Reigen, und jedes seiner Gedichte soll ein Evangelium sein, worin sich irgend ein Tieftes, was eine Existenz oder einen ihrer Zustände bedingt, ausdrückt. Er tadelt es, daß die meisten Dichter seiner Zeit das Wort, das sie ihren Gestalten in den Mund legen, zum Spiegel ihrer Zustände machen, und er trifft damit den Kern des Tadelns, den man gegen Heine seither so oft ausgesprochen hat. Aber er vergißt oder übersieht, daß auch bei Heine das Wort zugleich das Echo seiner Natur war. Wenn er als Hindernis echter Lyrik den Umstand hervorhebt, daß sie fast immer das Alte, Gewöhnliche, Längstbekannte wiederhole, so hätte er ja bei Heine gerade das Neue, Ungewöhnliche und Frappante finden können, wäre er diesem Dichter unbefangen gegenüber getreten. Sein erstes Bekenntnis über Heine datirt aus dem Jahre 1838. Da heißt es: „Heines Dichtermanier (besonders die neue) ist das Erzeugnis der Ohnmacht und der Lüge. Weil seine verworrenen Gemütszustände sich nicht in die Klarheit eines entschiedenen Gefühls auflösen lassen, oder weil er nicht den Mut und die Kraft besitzt, den hierzu notwendigen inneren Prozeß abzuwarten, wirft er den Fackelbrand des Wizes in die werdende Welt hinein und läßt sie gestaltlos für nichts und wieder nichts verflammen. Diese Verklärung durch den Scheiterhaufen ist aber nur dann zu gestatten, wenn ein Phönix davon fliegt. An dem Phönix fehlt es

jedoch bei Heine. Es bleibt nichts übrig als Staub und Asche, womit ein müßiger Wind sein Spiel treibt“.

In diesem Urteil ist manches Richtige, aber gegen den Schluß werden viele Verehrer Heines berechnigte Einwendungen erheben dürfen, weil sie aus dem Scheiterhaufen, auf dem er manches edle Gefühl in Asche aufgehen ließ, gar oft einen neuen Phönix haben aufsteigen sehen. Nur wer Hebbels Entwicklung genauer verfolgt, kann es begreifen, daß er sich gerade in jener Zeit von Heine abgestoßen fühlen mußte.

Unmittelbar hinter diesem Urteil folgt ein zweites: „Die echte Poesie dringt aus der Seele wie das heiße Blut aus der Ader, die es selbst aufsprenkt“. Das ist der wahre und echte Hebbel, und wenn man nun erwägt, daß zu jener Zeit gerade die Gedichte Heines erschienen, welche seine zweifelhaften Erfolge bei den Schönen der Pariser Boulevards feierten, so wird man es begreiflich finden, daß sich Hebbel von einer solchen Poesie, die in der Empfindung wie in der Form nichts mit seinem Ideal gemein hatte, abwenden mußte. Da er den im vorigen Kapitel erwähnten Chamisso'schen „Musen Almanach“ für 1837 zum erstenmal sieht, freut er sich über die trefflichen Aussichten, welche die deutsche Poesie jetzt habe. Im ganzen Buche stehe kein einziges Gedicht; die Besprechung schließt mit den Worten: „Heine hat nichts zum Almanach geliefert als sein Gesicht, und das hätte er sich behalten können“.

Später änderte sich, wie bereits bemerkt, dieses Verhältnis. Das wirkliche Leben hatte Hebbel geschmeidiger, fremden Einflüssen zugänglicher, duldsamer gemacht, und auch in seinen Anschauungen über Poesie war wohl inzwischen eine Revolution eingetreten. Sein kritischer Aufsatz über das „Buch der Lieder“ im „Hamburger Korrespondenten“ (1841) enthält in der Betrachtung über den Begriff des lyrischen Humors eine gerechte Anerkennung Heines. Kaum kommt er nach Paris, so ist einer seiner ersten Wege der zu Heine. In dem vor einigen Jahren erschienenen Briefwechsel Hebbels mit berühmten Zeitgenossen finden wir mehrere sehr interessante Berichte über den Verkehr, der sich nun zwischen Hebbel und Heine entsponnen. Es ist bemerkenswert, daß Hebbel in seinem Tagebuch aus Paris Heines nur einmal gedenkt, und zwar anläßlich eines Besuches, den dieser ihm gemacht, und wegen des Lobes, das er ihm spendet. In dem Briefwechsel dagegen wird Heine sehr oft erwähnt, aus verschiedenen Anlässen und in verschiedenartiger Beleuchtung. Dort scheint es, als sei Heine der Entgegenkommende gewesen, und hier sehen wir, daß Hebbel es war. Aus diesem kleinen, aber charakteristischen Umstande kann man ersehen, welchen geschichtlichen Vorzug Briefwechsel vor Tagebüchern haben.

In seinem ersten Schreiben an seine Freundin Elise Lensing in Hamburg vom 16. September 1843 schildert Hebbel den ersten Besuch bei Heine, den er

in Gesellschaft des Musikschriftstellers Theodor Hagen, der diesen schon vorher gekannt, abgestattet hat.

„Wir trafen ihn im Hausflur, er war eben im Begriff, einen Besuchenden, den er mir später als Alexander Weill vorstellte, bis an die Thür zu begleiten, und



Friedrich Hebbel.

ließ uns in sein Visitenzimmer eintreten. Er wohnt einfach, aber elegant. Als er zurückkehrte, gab ich ihm Campes Brief; er öffnete ihn, hatte aber kaum einen Blick hineingethan, als er ihn wieder aus der Hand legte und mit den Worten: „Sie sind Hebbel? Ich freue mich außerordentlich, Sie persönlich kennen zu lernen“, auf mich zueilte. „Sie sind einer von den wenigen“, fügte er hinzu, „die ich schon zuweilen beneidet habe; ich kenne Ihre »Judith« nicht, nur Ihre Gedichte, aber die haben den entschiedensten Eindruck auf mich gemacht. Ich hätte Ihnen manches Sujet stehlen mögen, namentlich den »Hexenritt«. Er recitierte aus diesem einige

Strophen. Ich unterbrach ihn mit der Bemerkung, daß die Kritiker gerade dieses phantastische, bizarre Gewächs zum Tode verurteilt hätten. Es kam nun gleich ein lebendiges Gespräch zwischen uns in Gang. Wir wechselten die geheimen Zeichen, an denen die Ordensbrüder sich einander zu erkennen geben, aus, und vertieften uns in die Mystereien der Kunst. Mit Heine kann man das Tiefste besprechen, und ich erlebte einmal wieder die Freude einer Unterhaltung, wo man bei dem anderen nur anzuticken braucht, wenn man den eigensten Gedanken aus seinem Geist hervortreten lassen will. Das ist sehr selten. Er erzählte mir seltsame Dinge über Immermann und Grabbe, welchen letzteren er sehr hoch hält. Von Immermann behauptete er, er habe sich dadurch getötet, daß er das jahrelang bestandene Verhältnis mit der Frau von Lützow aufgehoben und ein neues mit einer jungen Person angeknüpft habe. Der Tod, sagte er, ist nicht so zufällig, als man denkt. Er ist das Resultat des Lebens, und man bedenke sich wohl, wenn man in späteren Jahren noch eine Hauptveränderung machen will. Ich finde das außerordentlich wahr. Gegen Gutzkow zog er mit allen Waffen seines Witzes zu Felde. Ein Dichter, der keine Gedichte macht, sei wie ein Baum ohne Blüten; aber Gutzkow, meinte er, werde nicht zu kurz kommen, denn wenn er stirbe, so würde Wühl sich hinsetzen und die zur Komplettierung nötigen Gedichte aus Freundschaft für ihn abfassen und seinem Nachlaß einverleiben. Auch auf einen sehr figlichen Punkt, auf sein Buch über Börne, brachte er das Gespräch, und ich verhehlte ihm meine Ansicht nicht. Im allgemeinen hat Heine einen unerwartet günstigen Eindruck auf mich hervorgebracht. Er ist allerdings etwas angerundet, aber keineswegs dick, und in seinem Gesicht mit den kleinen scharfen Augen liegt etwas Zutrauen-Einflößendes. Daß er Dichter ist, tiefer, wahrer Dichter, ein solcher, der sich nicht bloß auf gut Glück ins Meer hinuntertaucht, um einige Perlen zu stehlen, sondern der unten bei den Feen und Nixen wohnt und über ihren Reichtum gebietet, das tritt aus seiner Gestalt wie aus seiner Rede hervor. Seine Bemerkungen über Grabbe, Kleist, Immermann trafen jedesmal den innersten Lebenspunkt. Ich glaube, er ist der unerbittlichste Feind aller Mittelmäßigkeit, auch der wahrhaft poetischen, die es zu nichts bringt, aber die Kraft weiß er zu respektieren. Uebrigens gab er sich Mühe, wie ich merkte, und darin folgte er Campes Rat. Dieser schrieb ihm: „Nehmen Sie sich selbst zusammen, denn Sie sehen in Hebbel einen Dichter, der bald —“, weiter konnte ich nicht lesen, aber was folgte, kann nichts Schlimmes gewesen sein. Ich bitte Dich sehr, den vielleicht in Dir aufsteigenden Verdacht, als ob ich den Brief geöffnet hätte, fahren zu lassen. Ein solches Verbrechen habe ich nicht begangen, obgleich es für einen Schriftsteller nicht ganz gleichgültig sein kann, was Campe an Heine über ihn schreibt. Das Papier des Briefes war so durchsichtig, daß ich die Stelle lesen mußte, sobald mein Auge nur auf die Adresse fiel.“

Wir gehen an der reizenden Szene vorüber, die uns Hebbel eigentlich nur erraten läßt, wie er neugierig durch die Hülle des Briefes die empfehlenden Worte Campes herausliest, um seine Mitteilungen über Heine auf ihren wahren Wert zu prüfen. Man muß bedenken, daß es ein junger Dichter war, dessen Ruhm noch in den Marmorbrüchen von Carrara schlief, der mit einem Empfehlungsbriefe von Julius Campe zu Heine, dem berühmten, gefürchteten, damals auf der Höhe des Lebens stehenden Poeten kam. Dieser kannte Hebbel bereits; schon im Oktober 1841 verlangte er dessen Gedichte von Campe. Sie hatten seinen Beifall gefunden, sonst hätte er ja keine Veranlassung gehabt, sie Hebbel gegenüber so entschieden zu loben; dieses Lob macht wiederum auf Hebbel den tiefsten Eindruck; sein so plötzlich verändertes Urteil über Heine ist sicher nicht ganz unbeeinflusst gewesen von diesem Lobe. Aber Hebbel war auch eine enthusiastische Natur, und man darf wohl annehmen, daß es ein durchaus wahrer Eindruck gewesen, den er in diesem Briefe fixiert hat. Mit Vergnügen meldet er der Freundin acht Tage später:

„Heine hat, wie mir Dr. Bamberg sagt, sehr günstig über mich gesprochen; ich zweifle nicht an der Wahrheit, weiß aber nicht, ob es aus dem rechten Grunde oder aus Klugheit geschieht.“

Einige Tage darauf besuchte er Heine wieder und schreibt darüber nach Hamburg: „Ich traf ihn in seiner Thür, im Begriff auszugehen; er wollte umkehren, ich gab es nicht zu, wir gingen also auf den Boulevards miteinander spazieren. Er klagte über Campe und wieder über Campe und noch einmal über Campe. Der behandle ihn noch immer wie vor 15 Jahren; er werde sich gezwungen sehen, von ihm abzugehen u. s. w. Nachdem er mir seine Verhältnisse mit Campe lang und breit auseinandergesetzt hatte, ersuchte er mich, den Vermittler zu machen und Campe über ihn und seine Lage zu schreiben. Ich sah nichts Verfängliches darin und versprach es ihm, werde es auch thun, vielleicht noch heute; aber natürlich mit höchster Vorsicht. Besonders wurmte es ihn, daß das einzige Blatt, das Campe zu Gebote stehe, »Der Telegraph«, nur dazu sei, ihn herunterzureißen. Ich sehe, Campe verfährt mit allen Autoren auf gleiche Weise; auch gegen Heine beklagt er sich über Mangel an Absatz und druckt dabei Auflagen, die für die Ewigkeit ausreichen könnten. Heine wäre übrigens auch ohne meinen Besuch zu mir gekommen; er hatte sich gestern von Hagen meine Adresse geben lassen, wie er mir sagte. Bei alledem gefiel er mir heute weniger als das erste Mal. Freilich klagte er über Kopfweh; auch er fängt an, alt zu werden und deshalb die Welt für alt anzusehen; er meint, mit den großen Schriftstellern in Deutschland sei es wohl vorbei, ich erwiderte ihm: er möge sich hüten, ins feindliche Lager überzugehen, und die sonstige Anschauung, die er sein Leben lang bekämpft habe, selbst zu gewinnen“.

Ich widerstehe auch hier dem Reiz, das Weitere auszumalen, wie Heine, der mit seinem Scharfblick die Eitelkeit Hebbels bereits erkannt hatte, diesen während eines Spazierganges auf den Pariser Boulevards zu necken versuchte. Nur auf den Schluß dieser Mitteilungen will ich noch die besondere Aufmerksamkeit der Leser lenken, denn er ist charakteristisch für die Beziehungen Hebbels zu Heine. Da heißt es:

„Er hat mich, ihm die »Judith« zu schicken, ich werde es thun, und wenn er das Werk nicht auffaßt und aufnimmt, wie dasselbe es verdient, so wird unser Umgang aufhören.“

Zwischen diesem und dem nächstfolgenden Brief vom 23. Oktober ist das große Ereignis geschehen. Hebbel hat Heine seine „Judith“ gebracht, dieser hat sie gelesen und gelobt; es heißt in dem folgenden Brief: „Du fragst nach Heines Urteil über »Judith«; es ist das günstigste, anerkennendste. Er sprach, als er mir sie wiederbrachte, von Bewundern und Anstaunen; er hat hinter meinem Rücken gesagt, ich sei der bedeutendste Dichter von allen, und zu mir selbst: er begreife nicht, wie ein solches Werk in unsrer Zeit möglich sei. Vielleicht lächelst Du, indem Du es liesest; nur darum schreib' ich's Dir — sonst ist mir jetzt alles gleich, was nicht mit Dir zusammenhängt. Uebrigens ist Heine, zum Teil wohl auf meinen Rat, vor drei Tagen nach Hamburg abgereist“.

In den Tagebüchern hat Hebbel Heines Urteil über die „Judith“ ausführlicher motiviert. Dort schreibt er am 14. Oktober: „Heine war bei mir und sprach mir über die »Judith«; er habe sie in einer Sitzung gelesen, und sie habe einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Ein Urteil über das Werk als Werk habe er noch nicht, aber über einzelnes sei ihm doch schon manches klar geworden. Daß dies Werk in unsrer Zeit möglich gewesen, sei ihm wunderbar; ich gehöre mit meiner außerordentlichen Gestaltungskraft noch unserer großen Litteraturepoche an; in die jetzige Epoche der Tendenzen passe ich nicht hinein. Das Schöne des Werkes und besonders das Große sei ihm gleich entschieden entgegengetreten; vieles habe er bewundert und angestaunt. Es sei aber auch etwas Gespenstisches darin und jedenfalls mehr Wahrheit als Natur; Natur, wie man sie bei Shakespeare finde. Dies Gespenstische walte vorzüglich in der Schilderung der ersten Hochzeitsnacht, die sehr schön sei. Auch Holofernes in seiner Selbstvergötterung sei sehr tief angelegt und ich hätte ihm, dem blassen jüdischen Spiritualismus gegenüber, gern noch mehr feste Lebenslust geben können. Doch sei Holofernes nicht ganz so wie das übrige zum Vorschein gekommen, sondern gebrochen, wenigstens die Masse werde ihn nie verstehen. Die Darstellung der Zeit und des Volks sei mir ebenfalls, ohne daß ich nach Art der Romantiker in weitläufigen Einzelheiten luxuriert hätte, außerordentlich glücklich; ein einziger Zug gebe oft das Bild. Ich ginge denselben

Hier liegen die Keime der Auffassung, welcher Hebbel in seiner Tragödie dramatisches Leben eingehaucht hat. Von einer Beeinflussung kann aber natürlich nicht die Rede sein, obwohl Heine 1831 und Hebbel 1839 geschrieben; aber man begreift es, wie mächtig der Dichter von dieser dramatischen Gestalt gefesselt werden mußte.

Hebbel war ein ehrlicher Mensch; er hatte ein Unrecht gegen Heine auf der Seele und mußte es sich wenigstens Elise gegenüber heruntersprechen. Er hatte

Heine versprochen, an Campe seinetwegen zu schreiben, dies aber unterlassen. In dem Moment, wo er die Rückkehr Heines erfährt, fällt ihm die Schuld wie eine schwere Last auf die Seele. Allerlei Mißverständnisse folgen, sogar Etikettestreitigkeiten über Besuch und Gegenbesuch; schließlich ist die Sache so weit: „Neulich begegnete ich ihm im Palais Royal, er sah mich, ich sah ihn, wir sahen beide unbefangen aus, aber er grüßte mich nicht, und ich ihn nicht. Ich dachte, er als der aus Deutschland Zurückgekehrte müsse den Anfang machen Etwas Herzliches kommt zwischen uns beiden nie zu stande. Das ist gewiß, aber ich stehe in der Sache nicht ganz, wie ich stehen möchte“.

Auch dieses Mißverständnis gleicht sich bald aus, und man bemerkt die Freude Hebbels darüber aus seinem Bericht an Elise vom 5. Januar 1844: „Mit Heine ist schon alles ausgeglichen; wir begegneten uns in der Dämmerung in der Rue Richelieu und grüßten uns fast zu gleicher Zeit. Er sagte: »Ich habe an Sie sehr viel gedacht; wohin gehen Sie? Gehen Sie mit mir?« Ich: »Ich habe einen anderen Weg.« Er: »Dann geh' ich mit Ihnen.« — In dem Augenblick aber bekam er etwas in den Hals, das er im Mund gekaut hatte, konnte nicht weiter sprechen und mußte sich zu Hause verfügen, lud mich aber natürlich ein, ihn zu besuchen. Ich that's, er erkundigte sich mit großem Interesse nach meinen Arbeiten und hatte, als ich ihm von der Existenz meiner neuen Tragödie sprach, die große Aufmerksamkeit, mich um Mitteilung derselben zu ersuchen. Er müsse dazu aber einen Tag erwählen, wo er hell im Kopf sei, weil ihm sonst zu viel in dem Werk entgegen würde; er klagt nämlich über Kopfweh und mag auch wohl sehr damit geplagt sein. Wir verabredeten nun, daß er zu mir schicken solle. Das ist noch nicht geschehen, aber er spricht gegen dritte Personen mit der größten Achtung von mir; ich sei einer der ersten Dichter, nicht bloß der Gegenwart, sondern die Deutschland je gehabt habe. Du siehst, ein Genie ist gegen seinesgleichen immer gerecht. Nur die Halb-, Dreiviertel- oder Ganz-Talente, die ihm zwischen die Beine geraten, zerstampft er. Er hatte gestern zu Bamberg, der ihn um 1 Uhr noch im Bett getroffen, gesagt, er sei nur seines Kopfwehs wegen noch nicht bei mir gewesen. Er denkt mir also alle Visiten zu erwidern, und das ist, da er niemand besucht, sondern sich nur besuchen läßt, alles mögliche. Du weißt, wie ich immer über ihn gedacht und gesprochen; Du kannst Dir also leicht denken, daß die Ausgleichung des Mißverständnisses mir lieb ist“.

Es ist interessant zu beobachten, wie der Barometer der Freundschaft bei Heibel, je nach dem Benehmen Heines gegen ihn, in die Höhe geht und wieder sinkt. Im nächsten Briefe heißt es, wahrscheinlich weil Heine bis dahin nichts von sich hatte hören und sehen lassen: „Es ist gleichgültig. Ich glaube, er will mich lieber zum Freund als zum Feind haben, und das ist ja auch so ganz unvernünftig

nicht, aber er scheut jedes tiefere Gespräch, weil ihm die freie Beweglichkeit des Geistes nicht, oder nicht mehr so zu Gebote steht wie mir. Da er, als ich zuletzt bei ihm war, davon sprach, daß er mich nächstens ersuchen würde, ihm mein Drama vorzulesen, so kann ich nicht wieder zu ihm gehen, sonst würde ich es mit den Gegenvisiten nicht so genau nehmen, um so weniger, als sein Besuch mich in meinem kalten Zimmer nur in Verlegenheit setzen könnte“. Schließlich tröstete sich der frierende Hebbel mit der Hoffnung: „Vielleicht ist er auch hier gewesen, und die Concierge hat es mir nicht gesagt“. Nur in Einem sind Heine und Hebbel ganz und zu jeder Zeit einig: in dem uneingeschränkten Haß gegen Gutzkow. Mit wahrer Wonne citiert Hebbel jedes Witzwort Heines gegen Gutzkow. Als dieser in einem Aufsatz der Kölnischen Zeitung die Ansicht ausgesprochen, daß Shakespeare nicht der alleinige Verfasser seiner Dramen sei, sondern daß andere, namentlich die Schauspieler, mitgearbeitet hätten, rief Heine aus: „Das fehlte noch, der..... mußte noch einen Königsmord begehen!“ Hebbel citiert diesen Witz sehr sorgsam in seinem Tagebuch, und ein andermal schreibt er: „Heine habe ich in der letzten Zeit wieder öfters gesehen. Neulich war er bei mir und ergoß sich in guten Einfällen über Gutzkow, den er über alle Maßen und mehr, als er seiner Potenz nach verdient, zu hassen scheint. „Glauben Sie mir“, sagte er, „dieser Mensch wird nicht wieder geboren, nur in Napoleons Zeitalter war er möglich, denn wie die Natur in Napoleon alles Große, so faßte sie in Gutzkow alles Kleine zusammen“. Dieser Einfall gefiel Heine so gut, daß er ihn sich zu Hause besonders aufnotiert hat. Er ist nach seinem Tode in den letzten Einfällen und Gedanken abgedruckt worden.

Wahrhaft tragisch und erschütternd sind dagegen die Berichte, die Hebbel seiner Hamburger Freundin über die Krankheit Heines und seinen trostlosen Zustand sendet. So schreibt er gelegentlich: „Als ich das zweite Mal zu ihm hinging, fand ich ihn noch um 12 Uhr noch im Bett, krank bis zum Sterben. Er ließ mich die Hand auf seinen Kopf legen, damit ich fühlen möchte, wie heiß er sei. Ich gab ihm bei dieser Gelegenheit meinen Segen. Ich ging gleich wieder und sagte zu ihm, als er mir nachrief: „Sie werden sich doch nicht abhalten lassen, wiederzukommen?“, ich erwarte, ihn nun erst einmal wieder bei mir zu sehen“. Wenige Tage darauf gab Heine seine Karte ab. Nach fünfzehn Tagen besuchte ihn Hebbel wieder, um einen skandinavischen Schriftsteller, Dr. Lammborg aus Christiania, der Heine noch vor seiner Abreise zu sehen wünschte, zu ihm zu führen. Hebbel berichtet über diesen Besuch wie folgt: „Ich war gerade sehr gut aufgelegt und trug die Kosten der Unterhaltung ganz allein; ich glaube, das innere Leben in ihm ist so ziemlich erloschen, und nun schützt er beständig Krankheit vor, damit man nicht merkt, daß er tot ist. Gestern traf ich ihn im Palais Royal, und wir gingen

zusammen spazieren. Ich berührte den Punkt mit dem »Telegraphen« (Heine wollte nämlich, daß Hebbel nach Guzkows Abgange die Redaktion des »Telegraphen« übernehme), aber nur ganz von fern. Er wurde augenblicklich Feuer und Flamme und sagte: »Sie müssen allerdings herabsteigen, aber der Erfolg würde für Sie und, im schlimmen Sinn, auch für Herrn Guzkow ein großer sein. Und wenn Sie den »Telegraphen« haben wollen, so betrachten Sie ihn nur gleich so, als ob Sie ihn hätten!« Die Erwägungen, welche Hebbel an die Aeußerung Heines knüpft, zeugen von seinem tiefen Mitgefühl für den todkranken Dichter. Sie schließen mit dem Ausrufe: „Selbst Heine! Niemand bilde sich ein, auch auf dem Schlachtfelde im Hohenpriesterkleide wandeln zu können!“

Im November desselben Jahres verläßt Hebbel Paris und er hat bis zu seinem Tode Heine nicht wiedergesehen; aber die Beziehungen zwischen beiden Dichtern haben darum nicht aufgehört.

Einer der intimsten Freunde Hebbels war der Herausgeber seines Briefwechsels, Dr. Felix Bamberg, der ehemalige deutsche Generalkonsul in Messina, damals offiziöser Journalist und Korrespondent deutscher Blätter in Paris, ein Mann von feinem künstlerischen Verständnis und tiefer philosophischer Bildung. Bamberg hatte eine uneingeschränkte Bewunderung und Verehrung für Hebbel, nicht aber für Heine. Er hat daraus kein Hehl gemacht und sich dadurch die Feindschaft Heines zugezogen. In dem von mir herausgegebenen Briefwechsel Heines habe ich eine Stelle in einem Briefe des Dichters an Alfred Meißner sogar unterdrücken müssen, weil sie Bambergs Persönlichkeit in unerhörter Weise behandelte. Auch Bambergs Urteil über Heine ist nicht frei von Vorurteilen, aber man muß doch bekennen, daß seine Beurteilung des Dichters aus einem eingehenden Studium des Charakters und des Schaffens von Heine hervorgeht.

Heine ist für Bamberg ein interessantes, psychologisches Problem. Er ist der Meinung, daß des Dichters Leben und Schaffen bis zu einer gewissen Freiheit der Form gesteigert, daß der Prozeß des Sichgestaltens, durch welchen allein sich die Form für die äußere Welt geltend machen kann, als das wahrhaft Schöne betrachtet werden müsse, und er bedauert noch bei der Herausgabe des Briefwechsels von Hebbel, daß der Umgang mit Heinrich Heine, der ihm wiederholt versicherte, daß das innere Leben des Dichters mit seiner Poesie durchaus nichts zu schaffen habe, ihn zur Vernichtung einer Jugendschrift, der diese These zu Grunde lag, veranlaßt habe.

Es ist natürlich, daß Bamberg in seinen Briefen an Hebbel, die vom Jahre 1844 bis zum Jahre 1858 gehen, des öfteren Heines erwähnt, und man kann aus den Mitteilungen des Freundes, in Ermangelung eigener Aufzeichnungen Hebbels aus jener Zeit, sich das Bild von den ferneren Beziehungen zwischen beiden

Dichtern ziemlich vervollständigen. Allerdings wird man diese Mittheilungen nach dem Vorhergegangenen nur *cum grano salis* aufnehmen dürfen.

Schon im ersten Briefe vom 3. Dezember 1844 heißt es über die Angelegenheit des Telegraphen: „Heine sagte mir, Campe zählte darauf, daß Sie den Telegraphen übernehmen, indes merkte ich ihm an, daß es ihm unlieb wäre. Sie schreiben ihm nicht gemein genug, und er meinte, Ihr Vorwort (zur Tragödie »Maria Magdalena«) verstehe kein Mensch“. Und im nächsten Briefe erzählt Bamberg seinem Freunde Hebbel: „Heine ist sehr unglücklich, er kann nicht vergessen, daß er einst gehofft hat, ein reicher Mann zu werden“. Und am 29. September 1845: „Heine ist fortwährend krank, blind auf einem Auge. Alte Nebel! Neulich sagte er mir in geheimnisvollem Tone: »Der Geist! Wissen Sie, was der Geist ist? Nun — die Kräfte der Natur!«“ — Ein andermal warnte er Hebbel ausdrücklich vor Heine, indem er schreibt (31. Januar 1848): „Rechnen Sie nicht auf Heine, ich habe fruchtlose Versuche gemacht, und vermeide dieses poetische Rätsel jezt, soviel ich kann, nachdem ich zwei Jahre lang sein intimster Vertrauter war. Mein Urteil über ihn steht längst fest, aber ich habe zu viel ästhetischen Sinn, um ihn den Lumpen gegenüber, die ihn angreifen, nicht zu verteidigen. Heine hat sich den Todesstreich durch seine eigene Schwäche versetzt, da er sich nach dem Tode seines Onkels nicht mit dem Gedanken versöhnen konnte, kein reicher Mann zu sein. Dies und der Aerger von dem ihm längst feindlichen Karl Heine, die Pension nur unter der Bedingung zu bekommen, wenn er nichts über Familienverhältnisse veröffentliche, hat ihn physisch gelähmt. Meiner Ansicht nach hatte er sich, da es nun einmal nicht anders war und er sich's bei seinem Onkel selbst verdorben hatte, zunächst mit dem Gedanken, kein reicher Mann zu werden, zu versöhnen, dann ruhig die vermachten 15000 Francs anzunehmen und die Pension vom Better unter einer so schmachlichen Bedingung auszuschlagen. Statt dessen droht er mit einem Prozeß, mit Veröffentlichung von Dokumenten und ließ Barnhagen und Meyerbeer Briefe an Karl schreiben, die dieser sehr übel aufnahm. Da ich damals Heines Rat war, so glaube ich nicht wenig zur Verhinderung des Prozesses beigetragen zu haben, und zwar weil ich voraussah, daß die Wut in einigen Monaten ihn verzehren würde. Da nun Meyerbeer derjenige war, der die Pension bei Salomon Heine erwirkt hatte, so fing die Gereiztheit Heines gegen ihn an, als diese Pension nicht unbedingt lebenslänglich sollte fortgesetzt werden. Das eigentliche Motiv seiner Polemik besteht aber darin, daß Meyerbeer Heine die Musik zu Volksliedern versprochen hat, mit denen, seiner Ansicht nach, viel Geld zu verdienen gewesen wäre, und daß er diese Musik bisher nicht geliefert hat. Ich habe nun Karl Heines Brief an Meyerbeer gesehen, worin es wörtlich heißt, daß, wenn Heinrich sich je unterfangen würde, gegen

Salomon etwas zu schreiben, er als Sohn einen solchen Menschen öffentlich „durchprügeln“ würde. — Vor einigen Wochen stand von Heine ebenfalls unter falschem Zeichen ein Artikel in der A. A. Z., der so anfang: „Die Sand, die bekanntlich zehn Jahre lang mit Chopin gelebt hat, hat sich jetzt von ihm getrennt!“ Heine und die Sand waren früher intim befreundet.“ Und als Nachschrift zu diesem Brief: „Heine ist dieser Tage sehr krank aufs Land gebracht worden“. — —

Sehr wohlwollend, das wird man zugestehen müssen, sind die Urtheile Bambergs über Heine nicht. Es ist ja begreiflich, daß dieser sich von Meyerbeer die Musik zu seinen volksliederartigen Gedichten gewünscht hat, aber es ist durchaus nicht nötig, anzunehmen, daß dies des Geldes wegen geschehen sei. Heine hatte, wie Hebbel aus eigener Ueberzeugung versichern konnte, an den Chefredakteur der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Gustav Kolb, gerade zu jener Zeit Bambergs wegen einen Brief geschrieben. Und dieser war so mißtrauisch, zu glauben, daß Heine ihn in seinen Netzen fangen wollte, worauf ihm dann Hebbel mit Recht die Antwort gab: „Wenn Heine seine Netze, wie Sie sich ausdrücken, nach Ihnen auswirft, so haben Sie keine Ursache, hineinzugehen“.

Aber das Verhältnis Bambergs zu Heine interessiert uns viel weniger als das Hebbels. Heine hatte gerade zu jener Zeit öffentlich seine Anerkennung Hebbels ausgesprochen. In der Vorrede zur zweiten französischen Ausgabe der „Lutetia“ heißt es, nachdem er von Kleist, Immermann und Grabbe gesprochen: „Jedenfalls sind sie seither nicht übertroffen worden, obgleich das deutsche Theater der Gegenwart zwei Dichter von seltenstem Verdienst in der Person meiner Freunde Friedrich Hebbel, des Dichters der „Judith“, und Alfred Meißner, des Autors der Tragödie „Das Weib des Urias“ besitzt. Der erste ist ein Geistesverwandter von Kleist und Grabbe und es ist nicht Sache eines banalen Kritikers, sein Genie zu würdigen“.

Rein persönlich scheint dagegen eine Bemerkung Heines an Campe vom 28. September desselben Jahres zu sein: „Wie freundlich und zuvorkommend Freund Hebbel sich auch gegen mich benommen hat, so kann ich ihm bis jetzt doch keinen Geschmack abgewinnen“. Es ist nicht ersichtlich, worauf sich diese Notiz bezieht. Aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie aus einer augenblicklichen Verstimmung hervorgegangen ist.

In dem nächstfolgenden Jahre fand keine persönliche Annäherung statt, und erst drei Monate vor seinem Tode erhielt Heine wieder einen Brief von Friedrich Hebbel, den einzigen zugleich, den wir über diese Beziehungen besitzen und der daher die Darstellung derselben würdig abzuschließen geeignet ist. Der Brief lautet:

„Hochverehrter Freund! Sie haben mir öffentlich das Recht eingeräumt, Sie so zu nennen, ich nehme daher keinen Anstand, mich dieses Rechts zu bedienen, nun ich mich Ihnen, nach so vielen Jahren, zum erstenmal persönlich wieder nähere. Dies geschah eigentlich, ohne daß Sie

hatte er diesem Groll bitteren Ausdruck gegeben. Die Erklärung am Schlusse des Gedichtes „Und ein andermal erklär' ich euch der Fabel Moral“ brachte Hebbel wohl auf den Gedanken, daß Heine noch etwas gegen Dessauer vorhabe. Wie mir Ludwig August Frankl i. J. mitteilte, und wie Karl Emil Franzos urkundlich nachgewiesen hat, ist dies durch die Vermittelung Anastasius Grüns verhindert worden. Die „furchtbare Wahrheit“ aber, von der Hebbel spricht, findet sich im letzten Gesange des Wintermärchens „Deutschland“. Dort giebt Heine dem König den Rat, die lebenden Dichter zu schonen:

Beleidige lebendige Dichter nicht,	Kennst Du die Hölle des Dante nicht,
Sie haben Flammen und Wasser,	Die schrecklichen Terzetten?
Die furchtbarer sind als Jovis Blitz,	Wen da der Dichter hineingesperrt,
Den ja der Poet erschaffen.	Den kann kein Gott mehr retten —

Kein Gott, kein Heiland erlöst ihn je
Aus diesen singenden Flammen!
Nimm Dich in acht, daß wir Dich nicht
Zu solcher Hölle verdammen!

Wie viele Mißverständnisse auch die beiden in ihren Grundanschauungen und in der Lebensauffassung so verschiedenen Dichter getrennt haben mögen, so haben doch beide stets ihren Wert zu würdigen gewußt und fast immer dieser Würdigung unbefangenen und gerechten Ausdruck gegeben. So bildet die Geschichte der Beziehungen zwischen Hebbel und Heine immerhin in unserer, an derartigen Beziehungen nicht allzureichen Litteraturgeschichte ein lehrreiches Kapitel.

Achtzehntes Kapitel. Richard Wagner.

Es war im Winter 1839, als Wagner zum erstenmal durch Heinrich Laube bei Heinrich Heine in Paris eingeführt wurde. Er war im Herbst jenes Jahres nach Paris gekommen als ein unbekannter Musiker „mit einer Frau, anderthalb Opern, einer kleinen Börse und einem furchtbar großen, furchtbar viel fressenden Hunde“. An Bord eines Segelschiffes war er so von Riga nach London, von London nach Paris gezogen. In Paris wollte er nun zur Geltung kommen. Dort fand ihn Laube, der ihm schon in Leipzig einen Operntext „Kosciusko“ gedichtet hatte. „Es war ein merkwürdiger Kontrast“, erzählt Laube, „als ich von der langen Unterredung mit Meyerbeer hinüberging in die ärmliche Wohnung Wagners und nun diesen rhapsodieren hörte über die Zukunft der Opernmusik. Dort wohlausgeglichene Glätte des nordischen Meeres, hier Sturm und Ungewitter in den Wogen; dort mühsam erworbene Ruhe, hier Unruhe; dort Reichtum der äußeren Mittel, hier gänzliche Armut.“ Laube führte Wagner bei

Heine ein, damit dieser bei einflußreichen Landsleuten für den begabten Künstler etwas auswirke. Dies war die geheime Absicht, von der Wagner jedoch nichts wissen durfte. Offiziell stellte er ihn dem Dichter als einen deutschen Musiker vor, der gekommen sei, mit seinen Noten Paris zu erobern. „Heine faltete andächtig die Hände ob dieser Zuversicht eines deutschen Künstlers.“ Er selbst war damals gerade in den besten Verhältnissen. Kurz vorher hatte er Frau Mathilde geheiratet und stellte den Besuchenden mit Stolz seine junge Gattin vor. Es entspann sich nach diesem ersten Besuch ein reger Verkehr zwischen Heine und Wagner. Heinrich Laube, der darüber hätte genauere Auskunft geben können, wußte sich näherer Thatsachen kaum mehr zu erinnern, als ich ihn darum befragte. Nur dies stand ihm noch in bestimmter Erinnerung, daß Wagner damals ein begeisterter Verehrer Heines und seiner Dichtungen war, ohne die Auswüchse seiner Muse, namentlich nach der sittlichen Seite hin, gutzuheißen.

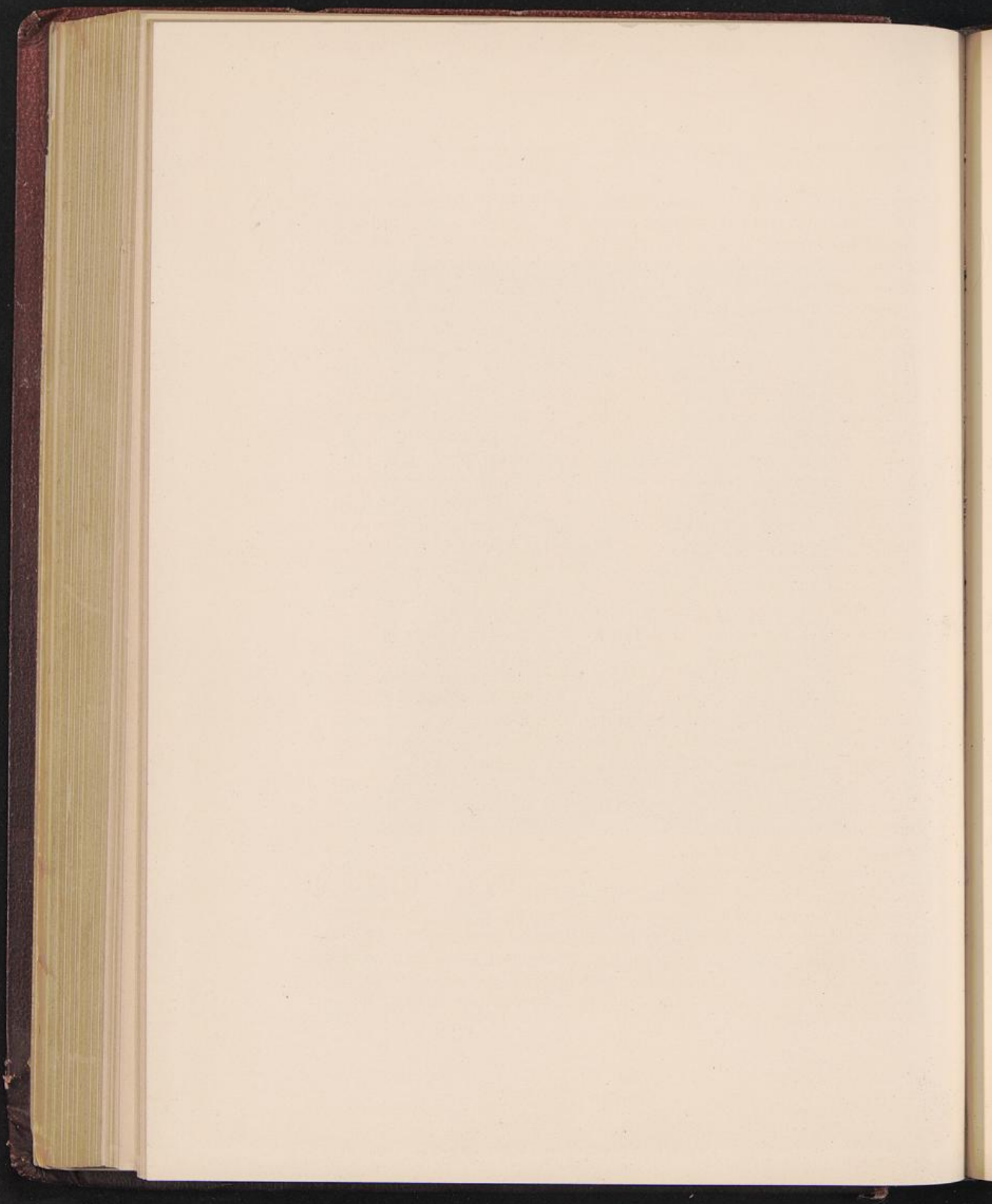
Neuerdings hat aber Friedrich Pecht, der Münchner Kunsthistoriker, in seinen Lebenserinnerungen manches über diese persönlichen Beziehungen mitgeteilt. Danach war es Laube, der Wagner und ihn, die schon früher miteinander befreundet waren, bei einem gemeinschaftlichen Diner in dem damals berühmten italienischen Restaurant Brocci in der Rue la Pelletiere gegenüber der großen Oper mit Heine zusammenbrachte. Heine hatte seine, wie der Kunstkritiker Pecht behauptet, „damals entzückend schöne Frau“ mitgebracht, die lustig und naiv, wie ein Kind, für alle drei Herren „ein wahrer Augentrost war und selbst die schöne Frau Wagner überstrahlte“. Laube verstand es, den zunächst etwas blasirt auftretenden Heine durch Widerstand zu reizen, die Liebenswürdigkeit Aduna Laubes that das übrige, um ein wahres Brillantfeuerwerk von witzigen Einfällen aus dem Dichter herauszulocken. „Unter solchem Sprühregen taute auch der bis dahin schweigsam gebliebene Wagner auf und bethätigte nunmehr jene ihm eigene wunderbare Elastizität, die so seltene Fähigkeit, mitten in größter Bedrängnis und gemeiner Not sich die vollkommenste Freiheit, den höchsten Aufschwung des Geistes zu bewahren. Er verstand vortrefflich zu erzählen, hatte das feinste Auge für komische Züge, das schärfste Gehör für die Stimmen der Natur wie auch den sichersten Geschmack für alles Schöne in der bildenden Kunst. Da er eben die abenteuerliche Reise von Riga auf einem kleinen Segelschiffe, durch den Sturm bis nach Norwegen verschlagen, gemacht hatte, so fesselte er uns bald durch die Erzählung dieser Abenteuer.“ Im Verlauf der Unterhaltung wurden auch die politischen und litterarischen Zustände der Heimat besprochen und selbstverständlich „mit Laube“ übergossen. Plötzlich fiel es Heine ein, daß die drei munteren Gesellen bei ihren hochverrätherischen Gesprächen nicht genug achtgegeben hatten, wer in ihrer Nähe saße. Pecht horchte nun in dem dichtgefüllten Salon herum und machte zu seiner nicht



Heinrich Heine.

Gezeichnet von Friedrich Pecht 1840.

Nach einer Lithographie im Verlage von C. H. Schroeder in Berlin.



geringen Ueberraschung die Entdeckung, daß an sämtlichen Tischen deutsch verkehrt wurde, der ihrige aber schon lange ein Gegenstand beständiger Aufmerksamkeit für alle übrigen geworden war. Das vertrieb sie. Nichtsdestoweniger wurden diese Diners nun bald da, bald dort fortgesetzt. Nichts ist komischer als die Art und Weise, wie sich der offizielle Wagnerbiograph mit der für ihn natürlich unangenehmen Thatsache freundschaftlicher Beziehungen seines Helden zu Heine abzufinden sucht. „Auch im ferneren Verlauf dieser ersten Pariser Epoche ist Wagner ab und zu mit Heine in oberflächliche Berührung getreten und hat ihn sogar in seiner Wohnung im Faubourg Poissonnière aufgesucht“, schreibt er. Dieses „sogar“ ist geradezu köstlich; schade nur, daß der ganze Satz den vorhergegangenen Mitteilungen Pechts und der ausdrücklichen und glaubwürdigen Versicherung Laubes gegenüber die Sache einfach auf den Kopf stellt. Friedrich Pecht verkehrte damals sehr viel und sehr intim mit Heine, dessen Porträt er malte. Der Dichter stand „im Zenith seines Jettes“ und das Bild hebt sich dadurch von den früheren Porträts in eigenartiger Weise ab. Der ironische Zug fehlt völlig. Statt dessen ist auf dem runden Gesicht eine gewisse Gutmütigkeit ausgeprägt, die wir überall eher als gerade auf diesem Antlitz gesucht hätten, die aber, nach den Versicherungen seiner Freunde, doch gerade bei Heine, wenn er nicht verdrießlich oder geärgert war oder Sorgen hatte, deutlich zum Vorschein kam. Wahrscheinlich nach demselben Bilde, wenn es auch ausdrücklich in Abrede gestellt wurde, ist auch ein Kupferstich, der Heines Gesicht zur selben Zeit von einer andern Seite und etwas schärfer zeigt, gemacht worden.

Heine war es, der Wagner mit allen Notabilitäten seiner Kunst bekannt machte, vor allem mit Maurice Schlesinger, dem bekannten Musikverleger, dem Wagner seine erste Pariser Arbeit übergab, eine Komposition des Heineschen Gedichtes: „Die beiden Grenadiere“, das Voewe-Weimars für diesen Zweck ins Französische übersetzt hatte. Mit wehmütigem Humor schilderte Wagner in einem Briefe an Robert Schumann, als er gehört hatte, daß auch dieser die Heineschen Grenadiere komponiert, und daß die Marseillaise darin vorkomme, das Schicksal seiner Grenadiere: „Vorigen Winter habe ich sie auch komponiert und zum Schluß auch die Marseillaise angebracht, das hat etwas zu bedeuten! Sie wurden hier und da gesungen und haben mir den Orden der Ehrenlegion und 20000 Franken jährliche Pension eingebracht, die ich direkt aus Louis Philipps Privatschatulle beziehe. Diese Ehren machen mich nicht stolz, und ich dediziere Ihnen hiermit ganz privatim meine Komposition noch einmal, trotzdem sie schon Heine gewidmet ist. In Gleichem erkläre ich Ihnen, daß ich die Privatdedikation Ihrer Grenadiere annehme und das Widmungsexemplar erwarte“. Das war grausame Selbstironie. Es ist Wagner bekanntlich in Paris schlecht ergangen, und er war froh, in Maurice

Schlesinger einen Verleger seiner Kompositionen wie seiner musikalischen Aufsätze zu finden. Die Aufsätze Wagners in Schlesingers „Gazette musicale“ sind ausgezeichnete schriftstellerische Arbeiten und gewannen schon damals den Beifall vieler. Heine war von ihnen entzückt und verkündete das Lob Wagners in den Kreisen seiner Freunde mit Begeisterung. Wagner dagegen war bei aller Verehrung für Heine doch schon damals darüber im klaren: „Die schnell erschlaffte Spannkraft seines Talentes“ sei daraus zu erklären, daß dessen üppige Wurzel aus der heimatlichen Erde gerissen wurde. Dieses Urteil findet sich in einem Aufsatz über Meyerbeer aus dem Jahre 1840, von dem nur einzelne Fragmente in die Öffentlichkeit gedrungen sind. In einer Pariser Korrespondenz vom Juli 1841 aus Meudon nimmt Wagner mit voller Entschiedenheit die Partei Heines in dem bekannten Duellstreit mit Salomon Strauß, dem Gatten von Börnes Freundin. Wagner schrieb damals: „Heine befindet sich in diesem Augenblick in einem Pyrenäenbade und liegt auf den Tod krank. Hatte er nicht den Mut, eine ihm zugefügte schmählische Beleidigung zu rächen, so müssen wir ihn beklagen; keiner von uns hat das Recht, ihn deshalb zu schmähen, außer die Offiziere unserer Armee und die Landsmannschaften unserer Universität; beide aber gehen Heine nichts an“.

Die Anregungen aus dem Umgang mit Heine hatten aber noch eine tiefere Wirkung. Wagner selbst hat in seiner „Autobiographischen Skizze“ das Nähere erzählt. Nur in der Redaktion des Textes dieser Erzählung findet sich eine kleine Aenderung, die für die Darstellung des Verhältnisses zwischen Wagner und Heine wichtig ist. Wagner schildert nämlich seine berühmte Seefahrt von Riga nach London und sagt in der ersten Rezension seiner „Autobiographie“, die er für die „Elegante Welt“ Heinrich Laubes 1843 schrieb, darüber folgendes: „Diese Seefahrt wird mir ewig unvergeßlich bleiben; sie dauerte drei und eine halbe Woche und war reich an Unfällen. Dreimal litten wir von heftigstem Sturm, und einmal sah sich der Kapitän genötigt, in einen norwegischen Hafen einzulaufen. Die Durchfahrt durch die norwegischen Scheren machte einen wunderbaren Eindruck auf meine Phantasie. Die Sage vom fliegenden Holländer, wie ich sie aus dem Munde der Matrosen bestätigt erhalten, gewann in mir eine bestimmte, eigentümliche Farbe, die ihr nur die von mir erlebten Seeabenteuer verleihen konnten“. Später erzählt er, wie sich die Idee bei ihm zu einem dramatischen Stoffe gestaltete. „Der fliegende Holländer“, dessen innige Bekanntschaft ich auf der See gemacht hatte, fesselte fortwährend meine Phantasie; dazu machte ich die Bekanntschaft von Heinrich Heines eigentümlicher Anwendung dieser Sage in einem Teil seines Salons. Besonders die von Heine erfundene, echt dramatische Behandlung der Erlösung dieses Ahasverus des Ozeans gab mir alles an die Hand, diese Sage zu einem

Opernsujet zu benutzen. Ich verständigte mich darüber mit Heine selbst, verfaßte den Entwurf und übergab ihn dem Herrn Pillet mit dem Vorschlage, mir danach ein französisches Textbuch machen zu lassen“. Eine kleine, aber wie gesagt, wichtige Aenderung enthielt jedoch dieser Passus in den „Gesammelten Werken“; also fast dreißig Jahre später. Dort lautet der Satz folgendermaßen: „Besonders die von Heine einem holländischen Theaterstücke gleichen Titels entnommene Behandlung der Erlösung dieses Ahasverus des Ozeans u.“. Der Unterschied zwischen dieser und der ersten Rezension ist leicht zu erkennen. Schwer jedoch ist zu erklären, was Richard Wagner dazu bewogen hat, Heine die Originalität der Sage vom „Fliegenden Holländer“ streitig zu machen, um so mehr, da nun fast authentisch festgestellt ist, daß es überhaupt kein holländisches Theaterstück dieses Titels oder Inhalts giebt und man Heine wiedergeben kann, was ihm gehört.

Wir müssen also annehmen, daß Richard Wagner die Worte Heines oder vielmehr seines Helden: „Auf diese Fabel gründet sich das Stück, das ich zu Amsterdam gesehen“, wörtlich aufgefaßt hat, während sie wohl nur eine dichterische Fiktion sind. Auch eine ähnliche, von Verehrern Wagners ausgegebene Vermutung hat kaum tiefere Begründung. G. von Glasenapp schreibt: „Heine seinerseits verdankte, wie vermutet worden ist, die Anregung zu seiner Darstellung einem englischen Melodram von Fitzball, das während seiner Anwesenheit in London mit großem Erfolge gegeben wurde, in dem aber die Verbindung des Holländers mit einem Erdenweibe nicht zum Zweck seiner Erlösung, sondern ihres Unterganges vor sich ging“. Abgesehen davon, daß dieser Nachweis sachlich ungenau ist, klingt er auch genau nach dem Philisterspruchwort: Ganz dasselbe, nur umgekehrt. Weder hat Heine dieses Melodram benutzt, noch hätte er es überhaupt zu benutzen gebraucht, da er schon in seinen Skizzen aus „Norderney“ (1826) die Sage vom Fliegenden Holländer erzählt. Schon damals schrieb er: „Ich gehe hier oft am Strande spazieren und gedenke unserer seemannischen Wundersagen. Die anziehendste derselben ist wohl die Geschichte vom Fliegenden Holländer, den man im Sturm mit aufgespannten Segeln vorbeifahren sieht, und der zuweilen ein Boot ausseht, um den begegnenden Schiffern allerlei Briefe mitzugeben, die man nachher nicht zu besorgen weiß, da sie an längst verstorbene Personen adressiert sind“.

Arthur Ellis hat in dem Journal der englischen Wagnergesellschaft in einem ausführlichen Essay: „From Fitzball to Wagner“ die Frage gründlich erörtert, aber auch seine Schlüsse sind nicht richtig. Er kam zu dem Resultat, es sei allerdings die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Heine am 7. April 1827 einer Vorstellung des „Flying Dutchman“ im Adelphitheater zu London beigewohnt habe. Diese Möglichkeit ist aber vollständig ausgeschlossen, wie sich der sonst so gründliche Autor aus jeder Heinebiographie hätte überzeugen können. Am 7. April

war Heine noch in Lüneburg bei seinen Eltern, und erst in der zweiten Hälfte des Monats reiste er nach London. Aber Athlon Ellis giebt zu, daß von einer stofflichen Verwandtschaft zwischen Fitzballs Melodram und Heines Erzählung nicht die geringste Spur bestehe.

Auch Wolfgang Goltz hat in einer vortrefflichen litterarhistorischen Studie in den „Bayreuther Blättern“ die Sage vom Fliegenden Holländer auf ihr Alter und ihre einzelnen Bestandteile kritisch untersucht. Nach seinen Ausführungen ist es bisher nicht gelungen, den Fliegenden Holländer in älterer Zeit nachzuweisen; nur Aufzeichnungen aus dem neunzehnten Jahrhundert nennen ihn. Er fragt: „Sollte hier wirklich eine junge Sagenschöpfung vorliegen, welche der individuellen Kunstpoesie entstammt und von hier aus auch zum Teil volkstümlich wurde?“ Wie es scheint: Ja, solange eine ältere Quelle eben nicht nachzuweisen ist. Goltz meint, daß Heine vielleicht damals noch mündliche Ueberlieferungen zu Gebote gestanden haben. Des Dichters Ausführungen über die Sage stimmen mit den übrigen Zeugnissen in der Hauptsache überein, nur das Motiv der Erlösung durch treue Liebe fügt er aus eigener Phantasie hinzu. In der dramatischen Einkleidung der Sage, ebenso wie in dem galanten Abenteuer, das Heine mit seiner Geschichte verknüpft, erblickt Goltz die einzige thatsächliche Einwirkung der englischen Theaterverhältnisse des Jahres 1827. Goltz, der ein begeisterter Anhänger Wagners ist, sucht den Widerspruch zwischen den beiden oben zitierten Aeußerungen des Meisters folgendermaßen zu erklären: „In den Gesprächen, die Richard Wagner mit Heine über den Gegenstand führte, sind sicherlich diese Dinge erwähnt worden. Dabei mag Heine allerdings gesagt haben, daß er von einem Theaterstück gleichen Titels wisse, daß das der äußere Anlaß dazu war, daß er seine Geschichte in einer dramatischen Skizze hinwarf, aber den Inhalt entnahm er dieser angeblichen holländischen Vorlage nicht, den erfand er selber“.

Aber alle Nachweise der Originalität dieser Idee stehen doch in zweiter Reihe neben dem vollen und uneingeschränkten Bekenntnis Wagners, daß ihm Heines „Fliegender Holländer“, der sich bekanntlich in den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ befindet, „alles an die Hand gab, diese Sage zu einem Opernsubject zu benutzen“. Das ist für uns das allein Wichtige. Und in der That baut sich die Handlung der Oper wesentlich auf dem prosaischen Entwurf Heines auf. Dort wie hier eröffnet die Begegnung zwischen dem Fliegenden Holländer und dem Vater, Daland, das Stück. Es folgt der Diamantenhandel, die Werbung um die Tochter, die Begegnung mit dieser, nur daß Wagner Senta in einer Ballade das aussprechen läßt, was ihr bei Heine der arme Holländer beim Anblick des Bildes erzählt, endlich im dritten Akt der Liebestampf zwischen beiden und die Erlösung mit den Worten: „Hier, sieh mich, treu Dir bis zum Tod“. Man

kann, vergleicht man beide Entwürfe, es nicht mehr bestreiten, daß Heine die dramatische Grundlage zu dem Werke Wagners gegeben hat. Und dies ist um so wichtiger, als hier die Quelle entspringt, aus der Wagner selbst den ersten poetischen Labetrunk geschöpft hat. „Von hier beginnt meine Laufbahn als Dichter“, sagt er in der „Mitteilung an seine Freunde“. Man wird es aus dem Späteren begreifen, warum ich hier besondern Wert darauf lege, zu konstatieren, daß gerade der eithische Schluß der Dichtung, die Sühne und Versöhnung durch die Treue des Weibes, das Leitmotiv für Wagners gesamte Dichtungen geworden ist. Dieses Weib wird dann in poetischer Entwicklung „das Weib überhaupt, aber das noch unvorhandene, ersehnte, geahnte, unendlich weibliche Weib — sage ich es mit einem Wort heraus: das Weib der Zukunft“. Und da gerade dieses Motiv des Entwurfs das geistige Eigentum Heines ist, so wird man doch wohl von einem entscheidenden Einfluß des Dichters auf den Tonkünstler sprechen dürfen.

Wenig ist zur Geschichte des „Fliegenden Holländers“ noch nachzutragen. Wie Wagner an der oben bereits angeführten Stelle mitteilt, verständigte er sich damals mit Heine und reichte seinen Entwurf der großen Oper ein. Das Schicksal desselben ist bekannt; Wagners Entwurf wurde angekauft und einem von Pillet protegierten französischen Komponisten Dietrich übergeben. Unter dem Namen „Le Vaisseau fantôme“ ging diese Oper am 9. November 1842 in Szene und erfuhr eine Niederlage. Heine selbst berichtet darüber in seinen „Briefen über die musikalische Saison“ an die „Mugsburger Allg. Zeitung“ wie folgt: „Der Fliegende Holländer von Dietrich ist seitdem traurig gescheitert; ich habe diese Oper nicht gehört, nur das Libretto kam mir zu Gesicht, und mit Widerwillen sah ich, wie die schöne Fabel, die ein bekannter deutscher Schriftsteller (H. Heine) fast mündgerecht für die Bühne erfunden, in dem französischen Text verhunzt worden“. In demselben Bericht erzählt Heine auch von der Abreise Wagners nach Deutschland. Soviel ich weiß, ist dies die einzige Stelle in seinen Schriften, wo er des Künstlers erwähnt mit folgenden Worten: „Welche traurigen Erfahrungen mußte Herr Richard Wagner machen, der endlich der Sprache der Vernunft und des Magens gehorchend, das gefährliche Projekt, auf der französischen Bühne Fuß zu fassen, klüglisch aufgab und nach dem deutschen Kartoffellande zurückflatterte“.

Ueber den „Fliegenden Holländer“ wie über Wagners spätere Dichtungen hat sich Heine wohl kaum mehr ausgesprochen, da ihm diese meist fremd geblieben sind. Und nur als ein Scherz ist aufzufassen, was Heine dem Schriftsteller Theodor Hagen im Jahre 1844 in Bezug auf Wagner sagte: „Wissen Sie, was mir an diesem Talent verdächtig ist? Daß er von Meyerbeer empfohlen ist“. In dem Antagonismus gegen Meyerbeer hätten sich Wagner und Heine eigentlich schon damals und auch später noch zusammenfinden müssen. Es war aber nicht der Fall,

und von ferneren Beziehungen zwischen beiden ist seit der Abreise Wagners von Paris nichts bekannt. Es haben wohl auch solche Beziehungen nicht mehr stattgefunden. Und doch, so glaube ich wenigstens, hätte nicht nur der negative Haß, sondern auch die positive Liebe beide Geister bei näherer Verständigung zusammenführen müssen! Freilich, Heine gehörte dem Deutschland von 1830, der halbvergangenen Zeit an, Wagner dem der neuern Zeit, der Gegenwart, die andere Ideale auf ihre Fahnen geschrieben hatte und andere Ziele verfolgte als jene. Aber es will uns doch scheinen, als ob die Ansichten beider über Kunst und Poesie gar nicht so weit auseinandergehen. So meine ich, daß Wagner keinen Augenblick angestanden hätte, die Worte Heines zu unterschreiben: „Was ist in der Kunst das Höchste? Das, was auch in allen anderen Manifestationen des Lebens das Höchste ist: die selbstbewußte Freiheit des Geistes!“ Und auch das könnte Wagner gesagt haben: „Mit der Ausbildung des Bewußtseinlebens schwindet bei den Menschen jedes plastische Begebnis, am Ende erlischt sogar der Farbensinn, der doch immer an bestimmte Zeichnung gebunden ist, und die gesteigerte Spiritualität, das abstrakte Gedantentum, greift nach Klängen und Tönen, um eine lallende Ueberschwänglichkeit auszudrücken, die vielleicht nichts anderes ist als die Auflösung der ganzen materiellen Welt; die Musik ist vielleicht das letzte Wort der Kunst, wie der Tod das letzte Wort des Lebens“.

Auf der anderen Seite: Wer, der Heine genau kennt, zweifelt daran, daß er Sätzen wie den folgenden freudig zugestimmt hätte: „Der notwendige Drang des dichtenden Verstandes ist daher die Liebe, und zwar die Liebe des Mannes zum Weibe, nicht aber jene frivole, unzüchtige Liebe, in welcher der Mann sich nur durch einen Genuß befriedigen will, sondern die tiefe Sehnsucht, in der mitempfundene Wonne des liebenden Weibes sich aus seinem Egoismus erlöst zu wissen; und diese Sehnsucht ist das dichtende Moment des Verstandes“. Oder dem folgenden Satz Wagners, der mit manchem gleichlautenden Heines übereinstimmt: „Der Erzeuger des Kunstwerkes der Zukunft ist niemand anderes als der Künstler der Gegenwart, der das Leben der Zukunft ahnt und in ihm enthalten zu sein sich sehnt. Wer diese Sehnsucht aus seinem eignen Vermögen in sich nährt, der lebt schon jetzt in einem besseren Leben; nur einer kann dies — der Künstler“. Als Wagner von Paris arm an Erfolgen, reich an Hoffnungen abreiste, da trug er an Bord seines Lebensschiffes die Götter der Zukunft. Heines Lebenssonne aber begann sich schon abwärts zu neigen, und darum konnten sich beide auf ihren Bahnen nicht mehr begegnen.

Wenn aber der junge Musiter mit großen Hoffnungen in die deutsche Heimat zog, so werden wir wohl kaum fehlgehen, wenn wir auch an seinen neuen Werken dem deutschen Dichter einen gewissen Anteil zuschreiben. Ich habe die Ueber-

zeugung, daß Heines „Tannhäuser“ auf die Dichtung Wagners einen gewissen Einfluß gehabt hat.

In demselben dritten Bande des „Salon“, der mit den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ beginnt, befand sich auch das Tanzpoem des „Doktor Faust“ und jener Teil der „Götter im Exil“, der später durch die „Göttin Diana“ vervollständigt wurde. Daß also Wagner, der sich dort willig dem Eindruck der dichterischen Schöpfung gefangen gab, wo er dieselbe, um mit seinem Biographen zu sprechen, erst „aus der frivolen Umhüllung“ befreien mußte, hier an dem rein poetischen Gebilde achtlos vorübergegangen, das unmittelbar auf jene Erzählung folgte, wird wohl niemand im Ernste behaupten wollen. Um so weniger, wenn man bedenkt, daß der Stoff schon den Knaben und Jüngling beschäftigt, daß diesen schon die Erzählung von Ludwig Tieck und die Geschichte von E. T. A. Hoffmann unbefriedigt ließen, während der Mann bei Heine alles fand, was er suchte und ersehnte, ja, was auf seinen künstlerischen Gestaltungstrieb notwendig Eindruck üben mußte: den Hauch des einfachen, echten Volksgedichtes in seiner ursprünglichen Reinheit und Naivetät.

Wagner selbst erzählt: „Das durchaus moderne Gedicht Tiecks las ich jetzt hier durch und begriff nun, warum seine mystisch-koquette, katholisch-frivole Tendenz mich zu keiner Theilnahme bestimmt hat; es ward mir dies aus dem Volksbuch und dem schlichten Tannhäuserliede ersichtlich, aus dem mir das einfache, echte Volksgedicht der Tannhäusergestalt in so unverstellten, schnell verständlichen Zügen entgegentrat“. Nun giebt es aber gar kein Volksbuch vom Tannhäuser, und so ist es mehr als wahrscheinlich, daß Wagner das Lied aus der Darstellung Heines und nicht, wie sein neuester Biograph meint, aus den „Deutschen Sagen“ der Brüder Grimm, kennen gelernt hat. Man lese nur die Darstellung des Stoffes und die Bemerkungen dazu bei Heine und bei Wagner, so wird man eine wunderbare Uebereinstimmung in der Auffassung und Behandlung des Sujets finden, die seltsamerweise bis heute noch wenig beachtet worden ist. Nur ein Moment fehlt bei Heine, das Wagner ganz allein gehörte: nämlich die Vermählung zweier Sagenmotive und die künstlerische Verwebung des „Sängerkrieges auf der Wartburg“ mit dem Tannhäuserstoff zu einem harmonischen Ganzen. Und wenn wir nun Heine folgen, wie er in das Heiligtum des deutschen Volksgedichts eintritt, ist es uns da nicht, als hörten wir die Stimme Richard Wagners zu uns sprechen: „Es war mir, als hätte ich in einem dumpfen Bergschacht plötzlich eine große Goldader entdeckt, und die stolz einfachen, urkräftigen Worte strahlten mir so blank entgegen, daß mein Herz fast geblendet wurde von dem unerwarteten Glanz. Ich ahnte gleich, aus diesem Liede sprach zu mir eine wohlbekannte Freudenstimme; ich vernahm darin die Töne jener verkörperten Nachtigallen, die

während der Passionszeit des Mittelalters mit gar schweigsamen Schnäblein sich versteckt halten mußten und nur zuweilen, wo man sie am wenigsten vermutete, etwa gar hinter einem Klostergitter, einige jauchzende Laute hervorflattern ließen. Nächst dem Hohen Liede des großen Königs (ich spreche von König Salomo) kenne ich keinen flammenderen Gesang der Zärtlichkeit als das Zwiegespräch zwischen Frau Venus und dem Tannhäuser. Dieses Lied ist wie eine Schlacht der Liebe, und es fließt darin das roteste Herzblut.

So und nicht anders dachte und sprach Richard Wagner, als ihm der Stoff in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit aufging; und darum ist es viel mehr als eine litterarhistorische Kombination, wenn wir annehmen, daß auch die Heinesche Darstellung des „Tannhäuser“, wie die des „Fliegenden Holländer“ einen mächtigen und nachhaltigen Eindruck auf sein künstlerisches Gemüt ausgeübt habe. Julian Schmidt macht in der ersten Auflage seiner Litteraturgeschichte noch die Bemerkung, daß sich auch in „Lohengrin“ Anklänge an Heine finden. In der That findet sich in Heines „Elementargeistern“ (1834) die „Schwanensage“ in folgender Fassung: . . . Auch kommt es oft vor, daß die Nixen, wenn sie sich mit den Menschen in ein Liebesbündnis einlassen, nicht bloß Verschwiegenheit verlangen, sondern auch bitten, man möge sie nie befragen nach ihrer Herkunft, Heimat und Sippschaft („Woher die Fahrt und wie mein Nam' und Art“). Auch sagen sie nicht ihren rechten Namen, sondern sie geben sich unter den Menschen sozusagen einen *nom de guerre*. Der Gatte der Cleveschen Prinzessin nannte sich Helias. „War er ein Nix oder ein Elfe?“ In der französischen Ausgabe der „Elementargeister“ folgt hier noch dieser Passus: „Der Schwan, welcher ihn ans Ufer führte, erinnert mich an die Sage von jenen Wesen, die man Schwanenjungfrauen nennt“. Es folgt hier die Geschichte von diesem Helias, wie sie sich in unseren Volksmärchen vorfindet:

Im Jahre 711 lebte Beatrix, die einzige Tochter des Herzogs von Cleve. Ihr Vater war tot, und sie war Herrin von Cleve und vielen andern Ländern. Eines Tages saß das junge Burgfräulein im Schlosse von Rymwegen; es war schönes Wetter, die Luft war klar, und sie schaute hinab in den Rhein. Dort gewahrte sie ein seltsamlich Ding. Ein weißer Schwan glitt den Fluß hinab, und er trug ein güldenes Kettlein an seinem Halse. An der Kette war ein Rachen befestigt, den der Schwan vorwärts zog; in dem Rachen saß ein schöner Mann; er hielt ein Goldschwert in seiner Hand, ein Jagdhorn hing an seiner Seite, und er trug einen kostbaren Ring am Finger. Der junge Mann sprang ans Land und führte lange Reden mit dem Fräulein; er sagte ihr, daß er ihr Land beschützen und ihre Feinde vertreiben werde. Der junge Mann gefiel ihr so gut, daß sie sich in ihn verliebte und ihn zum Gatten nahm. Aber er sagte ihr: „Fraget mich

niemals nach meinem Geschlecht und meiner Herkunft, denn an dem Tage, wo Ihr mich danach früget, müßte ich von Euch scheiden, und Ihr würdet mich niemals wiedersehn!" Und er sagte ihr noch, daß er Helias heiße. Er war von hoher Gestalt, ganz wie ein Riese. Sie hatten nachmals mehrere Kinder miteinander. Aber nach Verlauf einiger Jahre, in der Nacht, als Helias nebst seiner Gemahlin im Bette lag, sprach die Prinzessin, ohne der Warnung zu gedenken: „Herr, wollt Ihr nicht unsern Kindern sagen, woher Ihr gekommen?“ Bei diesen Worten verließ Helias seine Gemahlin, sprang in sein Schwanenschiff und ward nimmermehr gesehen. Die Frau härmte sich ab und starb vor Gram und Reue im selbigen Jahr.

Es scheint jedoch, daß er seinen drei Kindern seine drei Kleinodien, das Schwert, das Horn und den Ring, zurückließ . . . u. s. w.

Es ist ferner sehr leicht möglich, daß Wagner bei Heine auch manche Anregung für seine große Trilogie „Der Ring des Nibelungen“ gefunden hat.

Heines begeisterte Aussprüche über das Nibelungenlied sind bekannt. „Jedenfalls aber ist dieses Nibelungenlied von großer gewaltiger Kraft . . . Und gar von der Sprache, worin es gedichtet ist! Es ist eine Sprache von Stein, und die Verse sind gleichsam gereimte Quadern. Hie und da aus den Spalten quellen rote Blumen hervor, wie Blutstropfen, oder zieht sich der lange Epheu herunter, wie grüne Thränen.“ . . . Und wiederum finden sich in den nordischen Sagen, welche Heine in seinen „Elementargeistern“ (Helge und Sigrun und die Wölundursagen) erzählt, viele mit der „Götterdämmerung“ verwandte Züge, welche einzeln hervorzuheben zu weit führen würde.

Nur kleine Seelen werden, von einseitiger Verehrung für den einen oder den anderen Namen getrieben, an diese Bemerkungen nun die Frage der Dankbarkeit knüpfen und dem Künstler verargen, daß er dem Dichter gegenüber diese Tugend nicht geübt habe. Ich nenne ein solches Verfahren in der poetischen Ethik kleinlich, obwohl ich es im Leben schön und nachahmenswert finde. Kleinlich finde ich es, wenn man die Richtschnur des praktischen auf das geistige Leben anwendet. Es giebt keine Dankbarkeit im herkömmlichen Sinne des Wortes in der Kunst wie in der Kritik. Und wenn Heine zehnmal mehr für Wagner persönlich und durch seinen Einfluß geleistet hätte, als dies thatsächlich der Fall war, so hätte Wagner nicht allein das Recht, sondern sogar die Pflicht gehabt, in demselben Moment, wo seine Welt- und Kunstanschauung sich von der des Dichters trennte, seinen abweichenden Standpunkt zu betonen. Daß es bei einer solchen Scheidung nicht ohne Feindseligkeiten abgeht, weiß jeder, der einmal den Prozeß einer litterarischen Trennung und Entfremdung durchgemacht oder auch nur aufmerksam verfolgt hat. Jeder kennt das Gedicht „Jungkaterverein für Poesiemusik“ im „Romanzero“, in dem Heine den

„Rosenfrühling“ der Poesie verspottet, der sich in Kunst und Leben regte. Das Gedicht ist 1853 entstanden und richtet sich offenbar mehr gegen Liszt als gegen Wagner, obwohl auch dieser scharf mitgenommen wird. Ja, im Originalmanuskript des Gedichtes findet sich auf ihn die später gestrichene Strophe:

„Er will eine Tonkunst ohne Kunst,
Er will vom Perrüdentume
Emanzipieren die Tonpoesie,
Des Traumes blaue Blume.“

In einem Briefe an den rheinischen Musikverleger Michael Schloß bemerkt Heine am 10. Juni 1854: „In Bezug auf Wagner haben Sie mich mißverstanden; ich habe nämlich keinen Aufsatz über denselben geschrieben, sondern ein Gedicht, welches in einem Cyklus enthalten, den der erste Band meiner »Vermischten Schriften« bringen wird“. Dies ist das letzte Mal, daß Heine Wagners gedenkt, von dessen Werken er nur das „Kunstwerk der Zukunft“ (1850) und das Buch „Oper und Drama“ (1852) gelesen haben konnte.

Daß sich die Wege Heines und Wagners trennen mußten, ist aus der ganzen Anlage und Richtung beider Geister begreiflich. Der Heine des „Romanzero“ und der Wagner des „Lohengrin“ waren nicht mehr zwei verschiedene Menschen mit verschiedenen Ansichten; das waren zwei verschiedene Zeitalter, zwei scharf voneinander getrennte Weltanschauungen, die vielleicht nie zu einer inneren Harmonie gelangen werden. Je mehr Heine der jüdisch-hellenistischen Richtung sich zuneigte, desto mehr ward Wagner von der christlich-germanischen Weltanschauung ergriffen. Und während Heine sich rückwärts wandte zu den herzblutenden Sängern und Märtyrern seines Volkes, während sein Geist auf den Fluren des heiligen Landes der Erzväter und Evangelisten weilte, lebte Wagner im Norden mitten unter den Göttern von Walhall, und sein Geist schaute in die Zukunft des deutschen Volkes, die er aus dessen götterdämmernder Vergangenheit sich mit kühner Phantasie aufbaute.

Aus dieser Quelle entsprang der Antagonismus Wagners gegen Heine, der sich immer mehr verschärfte, je tiefer sich Wagner in seine eigene Weltanschauung einlebte. Fortan sah er in Heine nur noch den Repräsentanten des modernen Judentums, und dieses Judentum der „Jetztzeit“ bekämpfte er als den Gegensatz zu seiner deutschen Kunst auf das heftigste. Wagner stritt gegen das Judentum, nicht aber gegen die Juden, von denen er viele zu seinen besten Freunden und treuesten Aposteln zählte.

Drei- oder viermal ergreift Richard Wagner in seinen späteren Werken die Gelegenheit, sein Bekenntnis in diesen Fragen abzulegen. Natürlich hat er dabei stets triftige Veranlassung, Heine zu besprechen, und ebenso natürlich, daß sich diese

Kritik von Jahr zu Jahr verschärfte. In dem Aufsatz: „Das Judentum in der Musik“, 1852 geschrieben, findet sich das erste Urteil über Heine, soweit ich es beurteilen kann, das gerechteste, aus einer genaueren Kenntnis des Dichters hervorgegangen. Es lautet: „In der Zeit aber, wo das Dichten bei uns zur Lüge wurde, unserem gänzlich unpoetischen Lebens Elemente alles mögliche, nur kein wahrer Dichter mehr entsprochen wollte, da war es das Amt eines sehr begabten dichterischen Juden, diese Lüge, diese bodenlose Nüchternheit und jesuitische Heuchelei unserer immer noch poetisch sich gebarenwollenden Dichterei aufzudecken“. Wenn nun aber Wagner, der diese Mission des Dichters richtig erkannte, später von Heine behauptet, daß er „nun selbst wieder sich zum Dichter log und dafür auch seine gedichteten Lügen von unseren Komponisten in Musik gesetzt erhielt“, so wird er, wie ich meine, weder damals allgemeine Zustimmung zu diesem Urteilspruch gefunden haben, noch auch jemals diese finden.

Auch in der Studie über „Deutsche Kunst und deutsche Politik“ bietet sich Veranlassung, Heines zu gedenken. Wagner schildert dort den Verlauf unserer geistigen Entwicklung von Goethe bis auf die „Jetztzeit“ folgendermaßen: „Eine andere Zeit war angebrochen: die Jetztzeit, wie sie leibt und lebt. Der Besieger Platens sandte uns aus Paris, seiner Wahlheimat, seine witzigen Couplets in deutsch-poetischer Prosa zu, und Heinescher Geist ward jetzt der Vater einer Litteratur, deren Eigentliches in der Verspottung jeder ernstlichen Litteratur bestand. Wie zu gleicher Zeit die Datonschen Karikaturen das Herz des Pariser Epicieurs erfreuten, dem nun recht deutlich vor den Augen gezeigt wurde, daß alles Große und Ernste doch eigentlich nur zum Belachtwerden da sei, so labten die Heineschen Witze das Gefühl des deutschen Publikums, welches sich jetzt über den Verfall der deutschen Geistesblüte mit dem ihm nun fast ersichtlich gemachten Gedanken trösten konnte, daß damit am Ende doch wohl nicht gar so viel verloren wäre“. Die dritte und, soviel ich weiß, letzte Stelle, in der sich Wagner mit Heine beschäftigt, findet sich in dem Aufsatz „Ueber das Dichten und Komponieren“. Wagner zieht dort gegen die modernen Verkünftler, namentlich gegen Scheffel zu Felde, gegen dessen epische Gedichte seiner Ansicht nach „selbst die Bänkelsängerreime Heinrich Heines immer noch einiges Vergnügen gewähren“. Dieses Urteil, das abfälligste, das wohl je über Heines Dichtungen gefällt wurde, erbitterte zur Zeit, da es ausgesprochen wurde, die Verehrer und Freunde des Dichters auf das äußerste. Wir denken heute kühler darüber und sehen in diesen immer schroffer sich gestaltenden kritischen Urteilen nur Symptome jener Weltanschauung, die zwei so hervorragende Geister trennen mußte. Wir hätten allerdings diese Urteile auch in etwas milderer Form gewünscht. Aber wer hat ein Recht, dem Genius seine Bahnen, dem Meister seine Worte und Formen vorzuschreiben? Doch wenn wir dies alles anerkennen und mit Verständnis

würdigen, so werden wir gleichwohl die Ueberzeugung nicht verschweigen dürfen, daß Richard Wagner die Bedeutung Heines nicht nach allen Richtungen erkannt und gerecht beurteilt hat. Er erkannte nur Heines negative Mission; seine positive Bedeutung als letzter Romantiker und als erster moderner Dichter hat er in Abrede gestellt. Wir können dies beklagen, aber wir haben kein Recht, es zu verurteilen. Freuen wir uns vielmehr, daß das Geschick zwei so hervorragende deutsche Geister auf ihren Lebensbahnen doch einmal zusammengeführt, freuen wir uns der Früchte, die diesem Zusammentreffen entsprossen sind, alles übrige sei den beiden Geistesfürsten selbst überlassen, die aus demselben Mutterboden der deutschen Romantik hervorgegangen sind und sich nun zu denselben lichten Höhen emporgerungen haben.

Neunzehntes Kapitel. Ferdinand Lassalle.

Die Thatfache, daß Heine der erste war, der den Wert und die Bedeutung Ferdinand Lassalles erkannt und seine Zukunft vorausgesagt hat, ist allgemein bekannt und oft besprochen worden. Um so mehr ist es zu verwundern, daß die Beziehungen zwischen diesen beiden Männern weniger bekannt sind. Die Biographen beider wissen darüber so gut wie nichts zu erzählen. Und doch ist diese Beziehung so wichtig, daß der einzige Biograph Lassalles, Georg Brandes, sie geradezu zum Ausgangspunkte seiner Darstellung gemacht hat.

Als ein neunzehnjähriger Jüngling kam Ferdinand Lassalle nach Paris, angeblich um dort philologische Studien zu treiben. In Paris lebte damals ein Vetter von ihm, der später bekannt gewordene Ferdinand Friedland. Dieser war 1810 zu Pleß in Schlessien geboren, hatte das Gymnasium zu Breslau besucht und sollte sich, „der Väter Sitte ehrend“, dem Handelsstand widmen. Er zog es aber vor, aufs Geratewohl 1845 nach Paris zu gehen, wo er anfangs mit harten Entbehrungen zu kämpfen hatte, bald aber sich heimisch fühlte und mit den bedeutendsten politischen und litterarischen Persönlichkeiten in Verkehr trat. Man behauptete damals sogar, Friedland sei der Vertrauensmann des Herzogs von Décazes und in nahen Beziehungen zur französischen Regierung. Dieser Mann war es, der Lassalle bei Heine einführte. Heine war ein großer Menschenkenner; er hatte einen seltenen geistigen Scharfblick und eine durchdringende Klarheit in der Beurteilung der Menschen. Er ließ sich weder von dem äußern Erfolg, noch von einer gewissen Glätte der Formen oder gar von der Gewandtheit im Umgang blenden. Die Einsamkeit hatte ihn abgefühlt für die Dinge dieser Welt; er hatte jene ruhige Fassung gewonnen, um Menschen und Dinge zu beurteilen, die man bei lange Kranken sehr oft findet. Er erkannte in Lassalle sofort die bedeutende geistige Individualität und das Genie der Persönlichkeit. Dieses

eigentümliche Genie, welches neben dem Genie des Denkens, des Schaffens, der Kunst hier und da hervortritt, ist vor vielen anderen zur Freundschaft auch mit denjenigen geeignet, welche es entbehren, aber durch sachliche, positive Seiten es anziehen. Die Psychologie hat es klar gemacht, daß zwei Individualitäten, die sich befreunden, verschieden sein müssen. Es ist das eine innere Notwendigkeit, und doch müssen beide auch eine gewisse Gleichheit haben, nämlich die, daß sie beide eben Individualitäten sind. Ralph Emerson sagt hierüber in seinen Essays ein vortreffliches Wort: „Freundschaft erfordert die seltene Mittelstraße zwischen Gleichheit und Ungleichheit, welche jeden den Einfluß, den der andere auf ihn hat, und die Sympathie, die zwischen ihnen herrscht, auf pikante Weise fühlen läßt. Laß mich allein sein, bis die Welt vergeht, lieber, als daß mein Freund nur mit einem Wort oder Blick seine wirkliche Sympathie übertreiben sollte. Durch Antagonismus wie durch Zuvorkommenheit bin ich gleich irregeleitet. Laß ihn auch nicht einen einzigen Augenblick aufhören, ganz er selbst zu sein; die einzige Freude, die mir sein Besitz gewährt, ist die, daß das Nichtmein mein ist“.

Ohne es zu wissen, oder überhaupt auch nur zu ahnen, hat Emerson hier das Verhältnis zwischen Heine und Lassalle mit psychologischer Klarheit geschildert. Das war es, was die beiden anzog: ihre Verschiedenheit, und doch wiederum ihre Gleichheit und ihre bedeutende geistige Individualität. Lassalle verehrte in Heine vor allem den großen Dichter, sodann den ersten deutschen Prosaschriftsteller, der es gewagt hatte, für Freiheit, Emancipation und dergleichen schöne Dinge mehr ein offenes Wort zu reden; ferner aber auch den patriotischen Sohn des Vaterlandes, der sein Deutschland über alles liebte und der nun schon seit 16 Jahren das harte Brot des Exils essen mußte, schließlich aber den Verkünder einer neuen Zeit des Genusses und der Freude, deren Wonnen der kranke Dichter wohl nicht in der Heimat, dafür aber desto ausgiebiger in dem Seinebabel schon vorkosten durfte. Heine sah aber in Lassalle ein Kind eben dieser neuen Zeit, die er in prophetisch begeisterten Gesichtern verkündet hatte, einen wahlverwandten Mitkämpfer für die freiheitliche Entwicklung des Vaterlandes, einen geistesverwandten Genossen seiner Ideen und Hoffnungen, seiner Genüsse und Träume.

Er prophezeite ihm eine große Zukunft in Deutschland. „Was nennen Sie eine große Zukunft?“ fragte ihn Lassalle. „Sie werden von einem Ihrer Schüler erschossen werden“, erwiderte Heine trocken. „Ach, ich möchte einmal Deutschlands Mirabeau werden“, rief Lassalle dagegen aus, mit seinem goldknöpfigen Spazierstöckchen fuchtelnd. „Aber Sie sind ja nicht podennarbig“, erwiderte Heine lächelnd, „Sie sind ein sehr hübscher Junge. Ah, wenn Sie ein Dichter wären wie Goethe, so würden Sie alle schönen Friederiken und jede häßliche Frau v. Stein lieben; aber so wie Sie sind, sehe ich weiter nichts in Ihnen als einen künftigen Schau-“

spieler. Und Sie werden sicher einmal von irgend einer Komödiantin verführt werden!" Man weiß, wie sich jedes Wort dieser Prophezeiungen Heines in seltsamer Weise erfüllt hat. Es ist selten oder nie über Lassalle etwas Besseres und Zutreffenderes gesagt worden als das, was Heine über ihn in seinem Empfehlungsbrief an Varnhagen v. Ense am 3. Januar 1846 geschrieben hat, als Lassalle Paris verließ, um nach Berlin überzusiedeln. Da heißt es:



Ferdinand Lassalle.

„Mein Freund, Herr Lassalle, der Ihnen diesen Brief bringt, ist ein junger Mann von den ausgezeichnetsten Geistesgaben; mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen, mit der reichsten Begabung der Darstellung verbindet er eine Energie des Willens und eine Habilité im Handeln, die mich in Erstaunen setzen, und wenn seine Sympathie für mich nicht erlischt, so erwarte ich von ihm den thätigsten Vorschub. Jedenfalls war diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter für mich eine freudige Erscheinung, und Sie, bei Ihrer Vielseitigkeit im Anerkennen, werden gewiß ihr volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Herr Lassalle ist nun einmal so ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurch-

gefaßt. — Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demütig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattentäufen und blauen Blumengerüchen, entsagten und fiennten und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegengehen.“

Welch ein Scharfblick in der Beurteilung, welch eine Klarheit in der Darstellung, welch ein prophetisches Schauen in der Verkündigung der Zukunft offenbart sich in diesen wenigen Zeilen, die, wie gesagt, das charakteristische Porträt Ferdinand Lassalles aus jener Zeit bilden. Man muß bedenken, daß es ein 19jähriger junger Mann war, der in dieser begeisterten Weise von Heinrich Heine an Barnhagen v. Ense empfohlen wurde; und diesen Neunzehnjährigen hatte Heine eingeweiht in alle seine Nöten; diesen nannte er stolz seinen Freund, der Barnhagen umständlich mitteilen sollte, wie entsetzlich ihm von seinen Sippen und Magen mitgespielt worden und was etwa in dieser Beziehung für den armen kranken Dichter in Deutschland zu thun sei.

Heine befand sich damals in übler Lage. Der Verrat, der im Schoß der Familie an ihm verübt wurde, hatte ihn wie ein Blitz aus heiterer Luft getroffen und fast tödlich beschädigt; „die schleichende Mittelmäßigkeit, die fast zwanzig Jahre lang harrete, ingrimmig, neidisch gegen den Genius, hatte endlich ihre Siegestunde erreicht“. In dieser Lage lernte er Lassalle kennen, und freudig bot der junge Mann dem kranken Dichter mit der vollen Energie der Jugend seine Hilfe gegen die zärtlichen Verwandten an. Heine nahm dies Anerbieten mit großer Freude auf; es war ihm klar, daß nur ein so geistvoller und energischer Mann etwas in seiner Sache thun könne, und seine größten Hoffnungen setzte er auf die Reise Lassalles nach Berlin.

Er hatte sich leider verrechnet; zwar nicht, indem er auf die Energie Lassalles baute; wohl aber, da er die Schwierigkeiten übersah, die hier zu bekämpfen waren. Gleichwohl muß man, gedenkt man der Zähigkeit, mit der Lassalle später die Sache der Gräfin Sayfeld führte, sagen, daß er im Interesse Heines nicht mit gleicher Energie gehandelt hat. In der ersten Zeit seines Aufenthalts entwickelte er allerdings einen großen Liebeseifer, der Heine zu dem Bekenntnis veranlaßte (10. Februar 1846): „Noch nie hat jemand so viel für mich gethan; auch habe ich noch bei niemand so viel Passion und Verstandesklarheit vereinigt im Handeln gefunden. — Wohl haben Sie das Recht, frech zu sein — wir anderen usurpieren bloß dieses göttliche Recht, dieses himmlische Privilegium. — Im Vergleich mit Ihnen bin ich doch nur eine bescheidene Fliege“. Auch hier zeigt sich der Scharfblick Heines, und es ist ja männiglich bekannt, wie Lassalle dieses Privilegium, welches ihm der Dichter verliehen, später in der ausgiebigsten Weise verwendet hat.

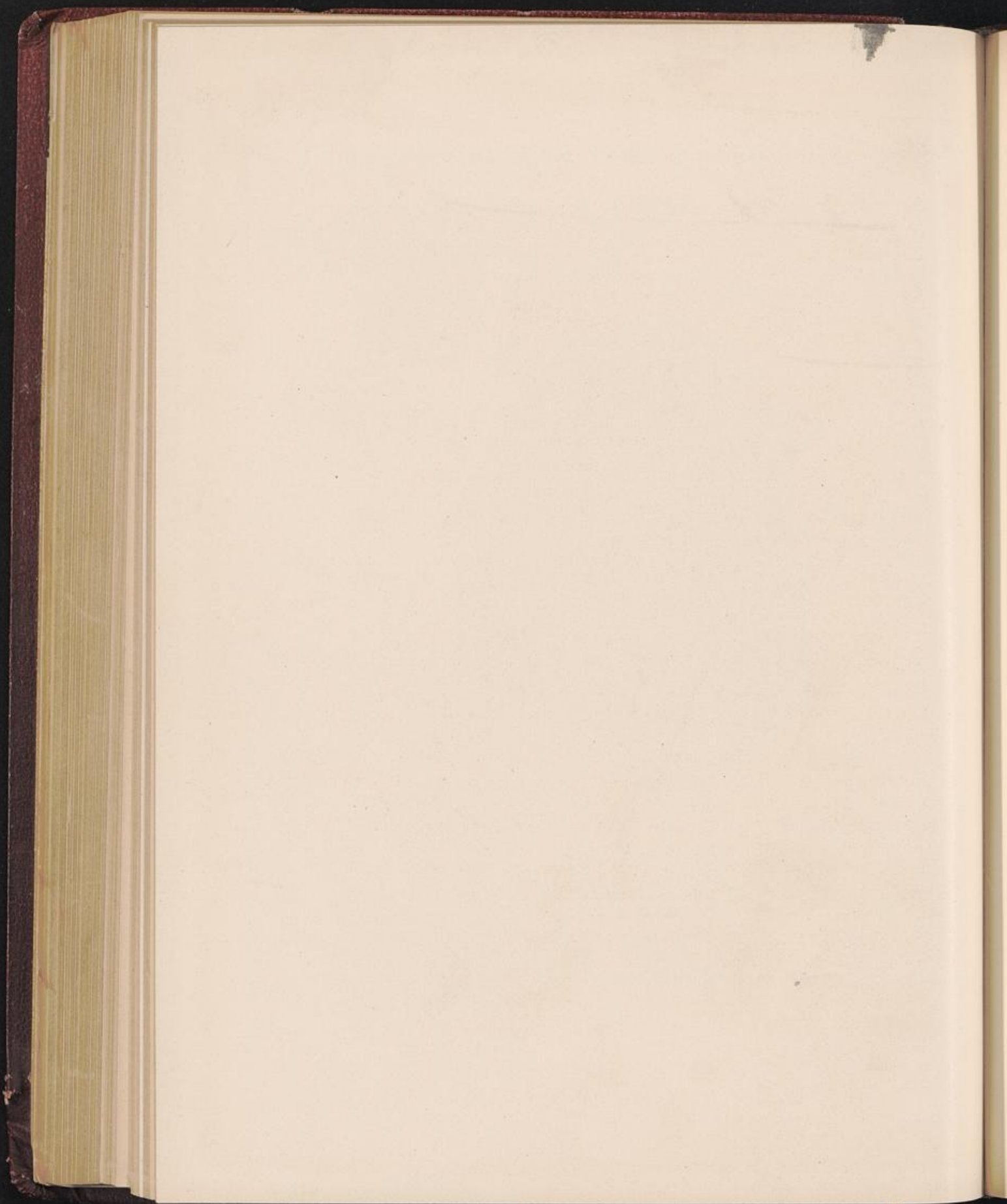
Der erwähnte Brief ist überhaupt von großem psychologischen Interesse; er hat etwas von der Schülerzene im „Faust“ an sich. Heine spielt den Mephisto und

Lassalle ist der Baccalaureus, der bekanntlich im zweiten Teil des „Faust“ gegen seinen Lehrer sehr oft frech und herausfordernd wird. Aus diesem Briefe entnehmen wir aber auch noch das Thatsächliche, daß Lassalle bis dahin, also innerhalb eines Monats, bereits mit Varnhagen von Ense, mit Josef Mendelssohn, dem Chef des bekannten Bankhauses, mit Alexander v. Humboldt und sogar mit dem Fürsten Büdler-Muskau über die Angelegenheit Heines gesprochen und diese Männer für eine Intervention bei dem Vetter des Dichters, Karl Heine in Hamburg, gewonnen hatte. Auch den berühmten Chirurgen, Professor J. C. Dieffenbach, einen alten Universitätsfreund Heines, hatte Lassalle besucht, um ihn wegen der Krankheit des Dichters zu konsultieren. Es ist diese energische Thätigkeit Lassalles um so höher anzuschlagen, als er alle jene Männer bis dahin noch gar nicht gekannt hatte und erst zu diesem Zweck kennen lernte. Schon am 29. Januar schreibt Fürst Büdler an Varnhagen von Ense: „Als Beweis, daß ich Ihrem Wunsche, mich für Heine zu verwenden und Herrn Lassalle, soweit meine Kräfte reichen, ernstlich zu unterstützen, treu nachgekommen, übersende ich Ihnen beifolgendes zur Durchsicht und bitte, es gütigst zu übersiegeln und an Herrn Lassalle weiter befördern zu wollen“. Es war dies eben jener Brief des Fürsten Büdler an Karl Heine, von dem der Dichter durchaus wünschte, daß er gedruckt werde, und den er in seiner enthusiastischen Weise nicht für ein einfaches Schreiben Büdlers an H. v. in Sachen C. D. hielt, sondern geradezu für eine geistige That, indem „einer der letzten Ritter der alten Geburtsaristokratie den Emporkömmlingen der neuen Geldaristokratie noch zuletzt eine Lektion giebt über das Thema der Ehre, und zwar zum Besten des beleidigten Genius“. Lassalle beförderte diesen Brief sofort an Karl Heine und teilte ihn auch dem Dichter abschriftlich mit. Heines Wunsch dagegen, daß Varnhagen für die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ einen von ihm mit seinem Namen zu unterzeichnenden Artikel, einen öffentlichen Appell an Karl Heine schreibe, und darin den Brief des Fürsten einschlechte, ging jedoch nicht in Erfüllung. Mit gewohnter Mäßigung riet Varnhagen von jeder provozierenden Veröffentlichung ab; er erklärte es für unschädlich, den Brief des Fürsten drucken zu lassen, und hielt es für geeigneter, durch Vermittlung der Berliner Freunde erneute Versuche zu einer gütlichen Beilegung der Differenz zu unternehmen. So ist dieser merkwürdige Brief verloren gegangen. Aber die Antwort Karl Heines an den Fürsten Büdler hat sich erhalten, und obwohl sie streng genommen eigentlich nicht zur Sache gehört, möchte ich dieses charakteristische Schreiben hier doch veröffentlichen, weil es ein eigentümliches Streiflicht auf die ganze, so viel und so einseitig besprochene Angelegenheit wirft. Der Brief hat folgenden Wortlaut:



Heinrich Heine (1842).

Von einem unbekannten Maler.



„Hamburg, 2. Februar 1846.

Ew. Durchlaucht geehrte Zuschrift vom 28. Januar habe ich heute zu erhalten die Ehre gehabt; meine Handlungsweise gegen den Dichter S. Heine hat derselbe sich selbst zuzuschreiben.

Stets Anhänger seines großen Talents und ihn von Jugend auf verteidigend, können Ew. Durchlaucht denken, daß es mir sehr schwer fällt, sein Betragen durchaus tadeln zu müssen; um so fataler ist es mir, wenn dem Anschein nach nur eine Geldverlegenheit als Motiv dient und der Welt gegenüber zu meinem Nachteil entschieden werden mag.

Ich habe leider bittere Klagen gegen S. Heine zu führen und briefliche Beweise in Händen, die mich nötigen, in meiner Handlungsweise zu beharren. Die Pietät, die ich meinem verstorbenen geliebten Vater schuldig bin, gebietet mir selbst der Bosheit Schranken zu setzen.

Aus meinem eigenen »ich« und nicht ohne Widerstreben bin ich schon hervorgegangen, indem ich ihm unter gewissen Voraussetzungen eine Unterstützung zukommen ließ. Er hatte diese verschärzt, und ich klage mich selbst der Schwäche an, daß ich meine Hand ihm nicht ganz entzogen habe.

Ew. Durchlaucht werden mich entschuldigen, wenn ich nicht weiter auf diese Angelegenheit eingehe, und erlaube ich mir schließlich zu bemerken, daß mein Gewissen frei von aller Schuld ist, und wenn ich weitere Erörterungen Ihnen gegenüber vermeide, es nur geschieht, um dem Charakter des Dichters nicht in Ihrer guten Meinung zu schaden.

Ich bin gewiß nicht hart, auch wegen des Geldpunktes nicht unversöhnlich; aber es giebt Dinge, die erst durch Reue und gutes Betragen ausgemerzt werden müssen.

Es zeichnet mit der größten Hochachtung

Ew. Durchlaucht ergebenster Diener

Karl Heine.“

Auf diese abschlägige Antwort hielt es Büdler für notwendig, noch einmal an den Hamburger Banquier zu schreiben, und in diesem Briefe vom 6. Februar 1846 giebt er dem Millionär eine höfliche, aber wohlverdiente Lektion, indem er sagt:

„Da sich Ew. Hochwohlgeboren auf Familienverhältnisse beziehen, die mir natürlich ganz fern liegen, da ich nicht einmal die betreffende Person, sondern nur den Dichter Heinrich Heine kenne, auf dessen Genius, ich wiederhole es, meinem Gefühl nach jeder Deutsche stolz zu sein Ursache hat — so ist eine weitere Verwendung von meiner Seite bei Ew. Hochwohlgeboren unnütz geworden. Bei diesen Umständen bleibt mir nichts übrig, als dem Freunde des Herrn Heine, auf dessen Wunsch ich hauptsächlich an Sie geschrieben, unsere kurze Korrespondenz mitzuteilen und ihm alles weitere anheim zu stellen.“

Auch diese beiden Briefe sandte Büdler durch Barmhagen an Lassalle; denn dieser war ja der erwähnte Freund, und Lassalle wiederum an Heine. Die Antwort des Dichters war abermals eine kleine Liebeserklärung, die mit den Worten schließt: „Leben Sie wohl, und seien Sie überzeugt, daß ich Sie unaussprechlich liebe. Wie freut es mich, daß ich mich nicht in Ihnen geirrt; aber auch niemand habe ich je so viel getraut, ich, der ich so mißtrauisch durch Erfahrung, nicht durch Natur. Seit ich Briefe von Ihnen erhielt, schwillt mir der Mut, und ich befinde mich besser“. Lassalle hatte inzwischen auch die Intervention Felix Mendelssohn-Bartholdys, der in Hamburg sehr einflußreich war, angerufen, obwohl der Komponist wegen verschiedener Sticheleien und Witze Heine nicht eben besonders günstig gestimmt war. Von dieser Intervention versprach sich Lassalle das meiste: sein Enthusiasmus täuschte ihn aber gründlich. Und nun griff Heine, nachdem

alle Mittel erschöpft waren, auf das äußerste gereizt durch die Herausforderung der Familie, zu dem letzten Mittel, das er seinem „teuersten Waffenbruder“ Lassalle sofort mitteilte. Alle Pläne auf Berlin hatte er längst aufgegeben; er war so unglücklich und elend wie nie zuvor, und es ist tief erschütternd zu lesen, wie er an Lassalle schreibt: „Ließe ich nicht ein hilfloses Weib zurück, so würde ich meinen Hut nehmen und der Welt Valet sagen!“ Man muß das alles wissen und verstehen, um die ferneren Projekte Heines nicht unbedingt zu verdammen. De- und wehmütig hatte er gebeten; dann hatte er es mit entschiedenem Auftreten versucht; schließlich hatten die Freunde interveniert; alles war vergeblich, und nun wollte er zu einem furchtbaren Preßkrieg übergehen und Karl Heine durch die Oeffentlichkeit zwingen, ihm sein gutes Recht zu geben. Dazu brauchte er aber Lassalle vor allem. Es wäre ein trauriges Geschäft, dem armen, unglücklichen, halb erblindeten Dichter auf dem Wege zu folgen, den die eiserne Notwendigkeit ihn nun einzuschlagen veranlaßt hatte; ich erspare mir und meinen Lesern diese Arbeit und begnüge mich, die Thatsache hervorzuheben, daß Ferdinand Lassalle Heine in diesem Guerillakrieg auf das eifrigste mit seiner Energie und Begabung zu unterstützen versprach. Es ist ja bekannt, daß Lassalle niemals sehr wählerisch und immer sehr erfinderisch in Mitteln und Wegen war, seine Gegner zu vernichten. Ihm war in der That kein Mittel und kein Weg gefährlich genug, um zum Ziele zu gelangen.

Heine verlangt nun zunächst von Lassalle, daß er selbst einen Artikel entweder für die „Bosser'sche Zeitung“ oder für die „Breslauer Zeitung“ schreibe, in dem er das Recht des Dichters gegen seine Hamburger Verwandten energisch zu vertreten hätte. Bei der „Bosser'schen Zeitung“ rechnete er auf die Protektion seines alten Freundes Ludwig Kellstab; im übrigen vertraute er Lassalles Klugheit, seinem Takt und seiner Umsicht. Diesen Artikel hat nun Lassalle nicht geschrieben. Dagegen hatte er Meyerbeer inzwischen für eine energische Intervention zu interessieren gesucht, allerdings auch vergeblich, und es bedurfte noch einer entschiedenen Aufforderung aus Paris, um „den Bär zum Tanzen nach ihrer Pseife zu bringen“. So war denn in Wirklichkeit die Sache nur sehr ungenügend vorbereitet, um durch die Presse und persönliche Vermittelung Karl Heine „aus aller Fassung zu rütteln“. Der Verlauf der traurigen Angelegenheit ist bekannt; es kam schließlich zu einem direkten Vergleich zwischen beiden kriegführenden Mächten ohne jede Intervention; aber der Dichter vergaß doch nie die tödliche Beleidigung, die ihm von der eigenen Familie zugefügt worden war, ebensowenig wie er die allerdings nicht erfolgreichen Liebesdienste unterschätzte, die Ferdinand Lassalle ihm in dieser überaus kläglichen Angelegenheit wenigstens in der ersten Zeit erwiesen hatte. Wenn es keine anderen Beweise dafür gäbe, so wären seine Briefe an Lassalle die besten Zeugnisse. Leider

sind sie nicht mehr vollständig erhalten und in der Strodtmannschen Ausgabe von Heines Werken nur verstümmelt abgedruckt. Lassalle selbst trug daran die Schuld; er hatte zur Zeit der Publikation, wie mir der selige Ludwig Löwe, der die Briefe gelesen, versichert hatte, noch vielfache Rücksichten auf Lebende zu nehmen und konnte daher unmöglich die Briefe im Wortlaut mitteilen. Nur von einigen derselben ist es mir gelungen, in meiner kritischen Heine-Ausgabe und auch später noch den vollen Wortlaut veröffentlichen zu können.

Die Freundschaft zwischen Heine und Lassalle entwickelte sich, wenn wir nach Heines Briefen urteilen dürfen, auf der Basis gemeinsamer Neigungen und Leidenschaften. Beide waren dem ewig Weiblichen stark zugethan; Heine war ein unglücklicher alter Sünder, Lassalle ein glücklicher junger Frevler. So berichtet der Dichter seinem Genossen auch regelmäßig über die gemeinsamen Freundinnen. „Madonna habe ich noch nicht besucht, Eugenia ein einziges Mal — Schwäche, dein Name ist Heine!“ Ein andermal: „Ich bin noch immer sehr leidend, kann fast gar nicht sehen und meine Lippen sind so gelähmt, daß mir das Küssen verleidet wird, was noch unentbehrlicher ist als das Sprechen, dessen ich mich sehr wohl enthalten könnte“. Ein drittes Mal: „Mein körperlicher Zustand ist entsetzlich. Ich küsse, fühle aber nichts dabei, so stark gelähmt sind meine Lippen . . . Trotz meines elenden Körperzustandes suche ich mich zu zerstreuen, nur nicht bei Weibern, die mir jetzt den Garaus geben könnten; deshalb hatte ich auch noch nicht den Mut, Madonna zu besuchen — sie könnte aus Zerstretheit sich in der Person irren“. Der Brief schließt mit den Worten: „Leben Sie wohl; ich dürfte danach, zu wissen, wie es Ihnen geht. Ihren Charakter kennend, bin ich Ihretwegen nicht ohne die philisterhafteste Angst“. Man muß wirklich die prophetische Voraussicht bewundern, die aus diesem Schreiben (1846) hervorgeht.

Inzwischen hatte sich aber etwas zugetragen, was die Freundschaft zwischen Heine und Lassalle eigentlich hätte befestigen sollen, statt dessen aber gerade das Gegenteil, nämlich ihre Auflösung, zu Wege brachte. Ferdinand Friedland, den wir bereits eingangs dieses Aufsatzes dem Leser vorgestellt und der jetzt entschieden in den Vordergrund tritt, hatte inzwischen die schöne Schwester Ferdinand Lassalles geheiratet und war zu Heine in intime geschäftliche Beziehungen getreten. Ferdinand Friedland war in der That ein großes Finanzgenie; er war halb Diplomat, halb Finanzier, ein Mann der größten Pläne und Spekulationen, der heute nicht einen Sou in der Tasche hatte und morgen schon mit Tausenden um sich warf, fein, geschmeidig, weltkundig, elegant und seinen Freunden gegenüber dienstwillig. Vorher schon hatte er Heine bei den kleinen Börsengeschäften, die dieser von Zeit zu Zeit zu machen liebte, gute Hilfe geleistet. Heine hatte diesen seltsamen Genossen

„Calmonius“ getauft, in Erinnerung an einen bekannten Berliner Hofjuden Friedrichs des Großen, mit dem sein Freund, wie er sagte, viele große Eigenschaften eines Spekulanten: Scharfblick, Gewandtheit, Uner schöpflichkeit der Mittel, pessimistische Weltanschauung und eine große Force im Lügen gemein hatte. Von dem historischen Calmonius behauptete Heine, daß er in intimen Beziehungen zum alten Dessauer gestanden habe, und zur Bekräftigung dieser Behauptung erzählte er gern die folgende Geschichte: Eines Tages lag Calmonius noch im Bett in seiner kleinen Wohnung in der Rosenstraße, als er von der Straße herauf seinen Namen rufen hört; kriegerische Klänge mischten sich in diese Rufe. Er eilt im Hemd ans Fenster und blickt hinaus. Was sieht er? Mitten auf dem Neuen Markt unter der gaffenden Menge sitzt der alte Dessauer, von seinem ganzen Generalstab umgeben, zu Pferde und winkt freundlich mit dem Hut. „Lebe wohl, lebe wohl, Calmonius!“ ruft er, „ich ziehe in den Siebenjährigen Krieg!“

Auch Heine liebte seinen Calmonius. Schon am 10. Februar 1846 meldet er Lassalle die große Nachricht: „Calmonius kommt in acht Tagen her mit Ihrer Schwester! Gestern habe ich Briefe von ihm erhalten. Es scheint, daß das Zinkprojekt, wozu ich die Initiation gab, ihm im Kopfe steckt. Ich freue mich sehr, ihn und Ihre Schwester zu sehen; ich bin neugierig, ob sie auch so feine, passionierte Lippen hat. — Ich liebe Sie sehr, es ist ja nicht anders möglich, Sie quälen einen so lange, bis man Sie liebt“. Und auch im nächsten Briefe schreibt er wieder: „Ich freue mich sehr auf die Herkunft Ihres Schwagers und Ihrer Schwester“; im dritten Brief endlich meldet er schon, daß er mit Lassalles Schwester sehr viel zusammen sei und ganze Stunden lang von Ferdinand plaudere. „Sie hat außerordentlich viel Geist und die köstlichste Aehnlichkeit mit Ihnen. Mit meiner Frau kommt sie sehr gut aus. In einigen Tagen will ich ihr bei mir ein großes Diner geben, wozu ich Roger, Balzac, Gautier, Goglan u. s. w. einlade — könnte ich Sie dabei sehen! So auf acht Tage möchte ich Sie wieder bei mir haben (nicht auf längere Zeit!)“.

In der That hatte sich Heine, um es rund heraus zu sagen, in die Schwester Lassalles, also in Frau Friedland, ein wenig verliebt; die schöne und geistreiche Dame hatte es ihm wieder einmal angethan. Da sie noch am Leben ist (sie wohnt als Witwe in einer kleinen österreichischen Provinzialstadt unweit Wiens), geziemt es sich nicht, ein weiteres über diese Beziehungen, die ja selbstverständlich über jeden Verdacht erhaben sind, zu sprechen; begnügen wir uns mit der Konstatierung der Thatfache, daß Heine der lebenswürdigen Frau sehr stark die Cour machte, nebenbei aber auch von ihrem Gatten in die Geheimnisse der Börsenspekulation sich einweihen ließ. So schreibt er einmal an Lassalle: „Auch mit der Börse habe ich mich wieder beschäftigt, obgleich mit großem Malheur. Ich muß das thun, sonst

wird meine Familienmisere eine stationäre Idee, die mich verrückt machen könnte. Mit Ihrem Schwager plaudere ich über die Geschäfte; die seinigen gehen gut, und er ist wahrhaftig ein Genie“.

Das hört sich sehr schön an, war aber in der That doch anders. Der arme Calmonius hatte an Heine einen äußerst schwierigen Klienten. Kapriziös wie ein Kind, erfreute sich Heine der Gewinnste, wenn es solche gab, war aber immer bereit, Calmonium für jeden Verlust verantwortlich zu machen, wenn die Operationen nicht geglückt waren. Heine nahm den Gewinn wie einen schuldigen Tribut der Götter hin; der Verlust aber erbitterte ihn und machte ihn über alle Maßen ungerecht gegen den Mann, der voll Dranges war, ihm nützlich zu sein, und es wirklich gut und rechtschaffen gerade mit ihm meinte. Als schließlich eine neue Spekulation gründlich mißglückte, verlor der arme Calmonius gänzlich die Gunst des Dichters, und doch hatte er den besten Willen gehabt, ihn zugleich mit sich selbst zum Millionär zu machen. Ich kann die Geschichte dieser Spekulation meinen Lesern nicht schenken, da sie auf das Verhältnis zwischen Heine und Lassalle einen wesentlichen Einfluß gehabt hat.

Die Gesellschaft, die sich in Paris zu Ende der vierziger Jahre um Heine sammelte, war sehr verwundert, als dieser eines Tages bei einem Diner in seinem Hause anstatt eines Toastes oder eines schönen Gedichts plötzlich und unvermittelt den prophetischen Ausspruch that: „Das Gas der Stadt Prag hat eine große Zukunft!“ Mit diesem Ausspruch hatte es folgende Bewandnis: Ferdinand Friedland war damals Agent einer belgischen Gasgesellschaft, in deren Besitz sich auch die Gasunternehmungen in Prag und Breslau befanden. Er animierte Heine, sein ganzes Besitzthum von 14000 Francs in Aktien dieser Gasgesellschaft anzulegen. Doch kaum war dies geschehen, als Heine zu Alexander Weill sagte: „Ich glaube eine Dummheit gemacht zu haben“. — „Wie“, sagte Weill, „Sie haben Ihr ganzes Vermögen dem Friedland gegeben? Da sind Sie geleimt“. — „Hoffentlich nicht“, erwiderte Heine, „das Gas der Stadt Prag hat eine große Zukunft!“ Leider mißlang aber die Spekulation gründlich, das düstere, kleine, spießbürgerliche Prag von dazumal durch Gas zu erhellen, und der Verlust, den Heine dadurch erlitt, brachte ihn aus Rand und Band. Er versuchte zuerst alle gütlichen Mittel; als sie mißlangen, wandte er sich an Ferdinand Lassalle. Dieser war aber gerade damals (1848) mit der Angelegenheit der Gräfin Hatzfeld so beschäftigt, daß er für die Sache seines Freundes keine Zeit finden konnte. Für diese Angelegenheit suchte er sogar Heine zu gewinnen, der sich aber zu einem Auftrage, „der mehr ins Gebiet der Sueschen Romane“ als zu seinen „Begebnissen“ gehörte, nicht hergeben wollte. Vielleicht war Lassalle auch von Heines Recht nicht so sehr überzeugt, wahrscheinlich aber wollte er gegen seinen eigenen

Schwager nicht auftreten. Kurzum, es kam zum Bruch zwischen Heine und Lassalle. Es ist dies bis jetzt noch nicht bekannt geworden, aber ich habe authentische Beweise dafür, außer den noch im Manuskript vorhandenen Briefen, insbesondere das Zeugnis eines ehemaligen Breslauer Arztes, Sanitätsrat Dr. Skutsch, der ein Verwandter von Friedland, ein Universitätskollege von Lassalle und ein guter Bekannter von Heine während seines Pariser Aufenthalts im Jahre 1847 war. Ich zitiere die Worte dieses durchaus zuverlässigen Vertrauensmannes: „Aus welcher Quelle der Reichtum Friedlands floß, ist mir nie klar geworden, wohl aber muß sie Heine bekannt gewesen sein, und er muß sie nicht für eine ganz kristallhelle gehalten haben; wenigstens deutete seine Entrüstung darauf hin, als ich ihm eines Tages Grüße von Friedland aus Prag brachte, der Entrepreneur der dortigen Gasbeleuchtung war und zugleich eine Aktiengesellschaft »Fris« in Paris vertrat, bei der Heine jenes Geld angelegt hatte. Als ich im Sommer 1848 in Paris war und meine Grüße überbrachte, prosperierte das Unternehmen gar nicht; die Sache wollte sozusagen nicht in Gang kommen, und Heine fürchtete, sein Geld, das letzte, was er, wie er mir mitteilte, besessen, durch Friedland zu verlieren. »Wehe Friedland, wenn ich mein Geld durch ihn verliere! Ein Pfiff von mir, und Friedland kann sich in Deutschland nicht mehr sehen lassen. Ich nehme die Feder zur Hand und schreibe — und Sie wissen, ich habe eine spitze Feder.« Das waren die Worte Heines. Doch das Zartgefühl verbietet mir, alle Aeußerungen Heines zu wiederholen, die er an jenem Tage über Friedland und auch über Ferdinand Lassalle aussprach; denn auch zu diesem muß das Verhältnis ein ganz verändertes geworden sein; wahrscheinlich weil Lassalle nicht, wie er gewünscht, für ihn in die Schranken getreten war. »Denken Sie sich«, sagte mir Heine, als er eines Tages auf Lassalle zu sprechen kam, »einer seiner Verwandten hatte die Unverschämtheit, mir zu sagen, ich hätte ihn nach Berlin empfohlen, weil in ihm der neue Erlöser erschienen sei. Wehe über die Erlösten!« Wer dieser Verwandte gewesen — ich weiß es nicht und forschte nicht weiter darnach; ich habe auch nie erfahren können, ob Lassalle und seine Schwester nach jener Zeit mit Heine noch in Berührung gekommen sind“.

So weit die Worte meines Gewährsmannes, die ich durch folgende Mitteilungen von anderer, nicht minder zuverlässiger Seite ergänzen kann. Es existiert in meiner Heine-Ausgabe ein Brief von Heine an den Vater Ferdinand Lassalles vom 30. April 1850; doch ist von diesem Briefe nur der Schluß mitgeteilt, die größere Hälfte fehlt. Alfred Meißner aber, dem Heine eine Kopie dieses Briefes im Wortlaut mitteilte, erzählte mir, daß die fehlende größere Hälfte sich ausschließlich auf den Konflikt mit Friedland bezog, und daß Heine sich darin in sehr bitterer Weise über die Kälte und Gleichgültigkeit Ferdinand Lassalles ihm gegenüber beklagte.

Der Schluß des Briefes lautet gleichwohl versöhnend: „Von Ihrem Sohne habe ich keine Nachricht und bin sehr begierig, etwas von ihm zu erfahren. Ich möchte sein Gesicht sehen, wenn ihm zu Ohren kommt, daß ich, aller atheistischen Philosophie satt, wieder zu dem demütigen Gottesglauben des gemeinen Mannes zurückgekehrt bin. Es ist in der That wahr, was das Gerücht, obgleich mit Uebertreibung, von mir verbreitet hat. Hat Ferdinand noch etwas innere Geistesruhe, so dürfte auch bei ihm diese Nachricht ein heilsames Nachdenken hervorbringen“. Seine hatte sich hierin allerdings getäuscht; Ferdinand Lassalle war damals, in seiner wildesten Sturm- und Drangperiode, wenig geneigt, über die große Gottesfrage nachzudenken, zu einer Zeit, wo ihn ausschließlich der Prozeß wegen des Kassettendiebstahls für die Gräfin Hatzfeld beschäftigte. Auch in der Sache zwischen Seine und Friedland konnte oder wollte er keinen Ausgleich treffen, und so kam es auch zu keiner Versöhnung zwischen den beiden ehemaligen Freunden und Waffenbrüdern.

Dazu trat noch ein anderer Umstand. Seine hatte Lassalle in seinem Kampfe für die Gräfin Hatzfeld im Stich gelassen, ebenso wie dieser ihn vorher in dem Federkrieg gegen Karl Heine nicht genügend unterstützt hatte. In seinen Briefen an Seine enthüllte Lassalle schon 1847 einen Plan, den Gatten der Gräfin durch die deutsche, französische und englische Presse zu Grunde zu richten. Er stellte in seinem Eifer sogar Heine diesen Prozeß als in die Hegelsche Philosophie einschlagend dar, als einen politischen Tendenzprozeß. Dafür vermochte sich aber Seine nicht zu erwärmen. Und Lassalle war verblendet genug, später dieses Schweigen Heines auf unlautere Motive zurückzuführen, indem er an eine Freundin schrieb: „Bei dieser Gelegenheit ließ mich Heine im Stich, und zwar deshalb, weil die Baronin Meyendorff die Freundin der anderen russischen Spionin, der Fürstin Lieven, und diese wieder die spezielle Freundin von Guizot war, von dem Heine eine Pension bezog. Aber wenn er mir fehlte, so unterstützten mich andere“.

Friedland kam später zu ansehnlichem Vermögen; es ist unbegreiflich, daß er Heine dessen Verluste nicht auf Heller und Pfennig ausbezahlte. Freilich hatte dieser nichts Geringeres verlangt, als daß Friedland, der selbst sein ganzes Vermögen zugesetzt hatte, ihm die Aktien zum Nennwerte abnehme. Erst dessen Sachwalter, der Advokat Dr. Pinkas in Prag, der ein eifriger Verehrer des Dichters war, brachte einen Vergleich zu stande. Seine wollte gegen Friedland und Genossen („die Räuber in den böhmischen Wäldern“) einen Prozeß anstrengen, und Pinkas war bereit, die Vertretung Heines ohne jeden Entgelt aus Verehrung für den Dichter zu übernehmen. Doch erwies sich dessen vermeintlicher Rechtsanspruch als juristisch nicht haltbar. Seine wollte nun — hauptsächlich auf Betreiben Meißners — seinem Calmonius auf andere Weise beikommen.

Glücklicherweise hat er es nicht gethan. Als die Gesellschaft liquidirte, ging ihr Besitz an Friedland und seinen Prager Kompagnon über. Die Besitzer der Aktien sollten nun durch successive Barzahlungen bis zu einer bestimmten Höhe befriedigt werden. Heine erhielt etwa 8000 Francs. Wie er an Alfred Meißner schreibt, hat er es durch seine Besonnenheit und Langmut dahin gebracht, diesen notdürftigen Ersatz für die großen Summen, die er durch Friedland eingebüßt, zu erhalten. „Ich war überzeugt, daß, wenn er zu Kräften käme, er alles thun würde, um mich zufrieden zu stellen.“

Heine scheint überhaupt wenig Glück mit den wiederholten Versuchen, seine materielle Lage durch allerlei Spekulationsversuche zu verbessern, die an die kaufmännische Lehrzeit erinnern, gehabt zu haben. Einer seiner Freunde erzählte aus jener Zeit die folgende, bisher wohl nicht bekannte Anekdote: „Ich sehe ihn noch, wie er mir am Abend jenes Unglückstages in der Passage de l'Opéra begegnete und auf meine Frage, ob er auch etwas verloren habe, antwortete: »Etwas? Sehr viel. Aber mir geschieht ganz recht, und der Rabbi von Prag hat auch ganz recht gehabt.« — »Wieso?« fragte der Freund erstaunt. — »Sehen Sie,« erwiderte Heine, »das ist eine alte Geschichte, die mir schon in meiner Jugendzeit erzählt worden ist und die mir heute wieder einfällt. Der alte Rabbi geht in Prag über die Moldaubrücke, da stürzt ihm eine alte Jüdin entgegen und schreit: »Gott über die Welt! Gott über die Welt! Rabbileben, helfst! Das Unglück!« — »Was für ein Unglück?« fragte der Rabbi. — »Mein Sohn hat sich gebrochen ein Bein!« — »Wieso hat er sich gebrochen ein Bein?« — »Weil er ist gestiegen auf eine Leiter und hat wollen . . .« — »Was?« unterbrach sie der Rabbi, »auf eine Leiter ist er gestiegen? Recht ist ihm geschehen! Was hat ein Jud' zu steigen auf eine Leiter?« — »Sehen Sie,« schloß Heine seine Erzählung wehmütig lächelnd, »gerade so geht es auch mir. Was hat ein Dichter zu thun auf der Börse?«

Natürlich erregte der Streit zwischen Heine und Friedland, dem ersterer selbst eine große Publizität verschaffte, damals großes Aufsehen. Die Freunde von Heine, Lassalle und Friedland waren in zwei große Lager gespalten, die eifrig gegeneinander Partei nahmen. Als Bodensatz dieser Streitigkeiten hat sich eine Anzahl von Gerüchten erhalten, die mit großer Hartnäckigkeit bis auf den heutigen Tag mündlich und schriftlich eifrig weiter kolportiert werden. Ich habe mich bemüht, zweien derselben auf den Grund zu gehen; sie haben sich als völlig falsch und durchaus grundlos herausgestellt.

So berichtet Julius Walter in seinem Buche: „Quersfeldein“, daß Ferdinand Friedland nicht ohne Einfluß auf Heinrich Heines Pariser Briefe in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ gewesen sei. Dies ist ein Irrthum, da Friedland

zum erstenmale nach Paris kam, als Heine alle politische Berichterstattung für Deutschland längst aufgegeben hatte; ein zweiter Irrtum desselben Schriftstellers ist, wenn er sagt, daß die Briefe, die Heine an den Prager Advokaten Dr. Pintas in Sachen Friedlands und Lassalles geschrieben, die voll laustischen Humors gewesen sein sollen und damals in allen litterarischen Kreisen Prags zirkulierten, sich in den Händen des Geheimrats Professor Anton Springer in Bonn, eines Schwiegersohnes von Dr. Pintas, befunden hätten. Auf meine Anfrage hat Professor Dr. Anton Springer, der bekannte Kunsthistoriker, noch kurz vor seinem Tode (1890) mir erwidert, daß sich von einem Briefwechsel Heines mit seinem Schwiegervater auch nicht die geringste Spur vorgefunden habe. Es scheint mir nicht unwahrscheinlich, daß sich Friedland nur gegen Herausgabe dieser ihn kompromittierenden Briefe zur Zahlung der obengenannten kleinen Entschädigung entschlossen habe. Ein dritter Irrtum des Herrn Julius Walter ist der, daß Heine in einem „oft zitierten, für Friedland nicht schmeichelhaften und gegen seine Gattin indiskreten Gedicht der Welt sein Leid geklagt habe“. Ein solches Gedicht existiert nicht, und damit fällt die ganze Sache in sich zusammen.

Aber noch ein anderes Gerücht ist aus diesem Anlaß entschieden zu widerlegen. Ich muß dabei ein persönliches Erlebnis mitteilen. Als ich im Winter 1888 in der „Concordia“ zu Prag einen Vortrag über Heinrich Heine halten sollte, wurde mir schon am frühen Morgen des betreffenden Tages bei meiner Ankunft im Hotel ein großer Schreibebrief überreicht, in dem ein liebenswürdiger junger Schriftsteller im Auftrag eines älteren Herrn mir über den Aufenthalt Heinrich Heines in Prag im Jahre 1849 oder 1850 sehr eingehende Mitteilungen machte und sich zugleich erbot, in einer persönlichen Unterredung diese Mitteilungen ausführlich zu ergänzen und zu beweisen. So unwahrscheinlich mir das Ganze klang, so ging ich doch gern auf diesen Vorschlag ein; er kam, wie sich später herausstellte, von dem früheren Kompagnon Friedlands, einem Herrn v. St., einem braven alten Herrn, der die Gasanstalt nachher gekauft und unter gemeinsamer Firma weitergeführt hatte. Nach seinen Mitteilungen hätte nun diese Firma die Summe von 20000 Francs nach vielen Jahren an Heine zurückgezahlt, und zwar habe er selber, ohne geschäftlich oder persönlich hierzu verpflichtet gewesen zu sein, die Hälfte des Betrages, 10000 Francs, in generöser Weise beigetragen. Ganz genau aber erinnere sich der alte Herr, daß Heinrich Heine im Jahre 1849 oder 1850 wenigstens eine Woche in Prag gewesen und bei Friedland, Ufergasse Nr. 18, gewohnt habe. Im Garten der Gasanstalt habe er tagelang gesessen und alle Freunde um sich versammelt. Etwa zwei Tage nach seiner Ankunft sei auch Ferdinand Lassalle angekommen, und damals sei der Ausgleich zwischen Heine und Friedland und die Versöhnung zwischen Heine und Lassalle in der lustigsten Weise beim schäumenden Champagner gefeiert worden.

Es klingt dies alles recht schön und angenehm, leider aber muß ich auch diese Legende, die sich — ich weiß nicht, wieso — in dem Kopfe des alten Herrn mit eiserner Zähigkeit festgesetzt hatte, von Grund aus zerstören. Ich habe nicht das mindeste Recht, an seinem Wort zu zweifeln, wenn er behauptet, Heine das Geld zurückgegeben zu haben; aber es findet sich hierfür leider auch nicht der geringste Nachweis, auch nicht eine einzige Silbe in den Briefen Heines, der dagegen oft von dem Ausgleich auf 8000 Francs berichtet und nach diesem Ausgleich von 1852 ja nur noch etwas über drei Jahre gelebt hat. Von einer Wiedererstattung „nach vielen Jahren“ kann also ohnehin nicht die Rede sein, und, wie ich höre, waren bis zu Anfang 1856, also bis zum Tode Heines, die Verhältnisse der Prager Gasanstalt und jener Firma keineswegs so glänzend, daß sie ohne weiteres eine Schuld von 20000 Francs ohne gerichtliche Nötigung hätte abtragen können. Die so positiv ausgesprochene Behauptung, daß Heine 1849 oder 1850 in Prag gewesen sei, zerfällt für jeden, der Heines Leben kennt, in sich selbst. Im Jahre 1850 war Heine ein gebrochener Mann, der bereits auf der Matrazengruft ruhte, der sich selbst nicht mehr bewegen konnte und dessen weiteste Reise damals von Paris nach Passy war. „Im Wonnemond des vorigen Jahres mußte ich mich zu Bette legen, und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden“, schreibt er selbst in seiner Erklärung an die deutschen Blätter vom 16. April 1849. In Deutschland ist Heine seit 1845, in Prag überhaupt nie gewesen, und damit fällt auch diese zweite Legende zusammen, die nach meiner Ueberzeugung nur durch eine Verwechslung entstanden sein kann. Im Herbst 1851 war Gustav Heine, damals Herausgeber des Wiener „Fremdenblattes“, in Paris bei seinem Bruder Heinrich und versprach ihm, auf der Rückreise nach Wien sich in Prag aufzuhalten und einen Ausgleich mit Friedland herbeizuführen. Dies hat Gustav, der seinem Bruder 5000 Francs auf den Wechsel Friedlands vorstreckte, auch gethan; und daher rührt, trotz der gegenteiligen Versicherung des Herrn v. St., die Verwechslung der beiden Brüder.

Mit Friedland, der übrigens in den letzten Jahren von seiner Frau getrennt lebte, hatte Heine später nur wenige Beziehungen. Sie und da schrieb er ihm wohl noch einen Brief; der letzte schließt, wie mir Alfred Meißner versicherte, mit den Worten: „Eilen Sie, eilen Sie, lieber Calmonius, damit ich Sie noch einmal lügen höre!“ Nach dem Tode des Dichters drängte sich Friedland an die dicke Mathilde und schwatzte ihr eine Reihe von Dokumenten, Briefen und Gedichten aus dem Nachlasse ab, die er dann der französischen und später der österreichischen Regierung angeboten oder vielleicht auch verkauft hat. An seinen werten Namen knüpft sich auch die ganze Legende der nur noch hie und da im Gehirn phantastischer Köpfe spukenden Memoiren Heinrich Heines, die sich im Archiv des österreichischen Kriegsministeriums befinden sollen.

Aber auch eine Versöhnung mit Ferdinand Lassalle im eigentlichen Sinne des Wortes hat niemals stattgefunden. Mit lebhaftem Interesse verfolgte Heine das fernere Leben und die Entwicklung Lassalles; seine Meinung von ihm wuchs sogar in den folgenden Jahren, und wiederholt sprach er sich zu Alfred Meißner, Heinrich Laube und Fanny Lewald in der anerkennendsten Weise über ihn aus. Fanny Lewald hat mir vor Jahren ziemlich ausführlich ein Gespräch mitgeteilt, welches sie und Adolf Stahr mit Heine im Herbst 1855 darüber geführt haben. Heine sprach damals viel von Lassalles gewalthätiger Kraft und seinen genialen Geistesblitzen. Er bewunderte, wie sich in ihm die besten und schlechtesten Seiten, alle Vorzüge und Fehler seiner Rasse „ein Rendezvous“ gegeben haben, und er schloß seine Rede mit den prophetischen Worten: „Aber er wird kein gutes Ende nehmen!“

Zwanzigstes Kapitel. Drei Historiker.

Es war mehr als ein Zufall, daß Heine während seines Pariser Lebens zu den drei großen französischen Historikern des Jahrhunderts in persönlichen Beziehungen gestanden hat. In jedem Poeten steckt etwas von einem Historiker, und jeder echte Geschichtschreiber hat eine poetische Ader. Bei Heine tritt der historische Sinn schon seit Anbeginn seiner schriftstellerischen Wirksamkeit lebendig hervor. Geschichtliche Probleme fesseln ihn beständig. Mit den Zeitfragen sucht er sich immer und überall in seiner Weise abzufinden.

Die Geschichte als solche erschien ihm nicht als die Zusammenstellung von Begebenheiten, sondern als ein Spiegelbild des Lebens, durch das der Odem der Menschheit zieht. Daher gehörte für ihn alles zur Geschichte, was das Leben erfüllt: Kunst, Poesie, Religion, Humanität, Kultur. Darum wuchs aber für ihn auch die Aufgabe des Historikers weit über den Rahmen dessen hinaus, was man damals in Deutschland als Geschichtschreibung anzusehen noch geneigt war. Deshalb wendete er sich schon in der Heimat mit Vorliebe von den deutschen Quellenforschern zu den französischen Geschichtschreibern.

Als Heine nach Paris kam, kannte er bereits die französische Revolutionsgeschichte von Thiers. In den ersten Jahren seines dortigen Aufenthalts studierte er die Geschichtswerke von Guizot über die englische und von Mignet über die französische Revolution. Er konnte deshalb den drei genannten Historikern mit einer Sachkenntnis gegenüberreten, die diese bei dem deutschen Dichter vielleicht gar nicht einmal vorausgesetzt haben.

Von besonderem Interesse für uns ist sein Verhältnis zu François Mignet, dem geistreichen französischen Historiker. Heine lernte Mignet im Salon der

Fürstin Cristina Belgiojoso kennen. Mit der schönen und geistreichen Frau, die in Paris für die Erhebung Italiens zu wirken suchte, war Heine schon 1831 im Hause Lafayettes bekannt geworden und etwa seit 1834 intim befreundet. Ihre Soireen in dem kleinen Hotel in der Rue Notre Dame des Champs waren damals ein Mittelpunkt der geistigen Elite von Frankreich. Heine hat in seinen „Florentinischen Nächten“ ihr Gesicht geschildert. Alfred de Musset hat sich in ihre Augen verloren; Henri Lehmann hat ihre junonische Erscheinung in einer Büste verewigt, die das Louvre ziert. Einer ihrer ernstesten, aber auch treuesten Freunde war François Mignet. Die kleine Madame Jaubert erzählt in ihren „Souvenirs“ eine ganz reizende Szene aus dem Salon der Prinzessin, wie Heine einmal Victor Cousin damit aufgezogen, daß er eine Parallele zwischen ihm und Mignet angestellt habe, in der er Mignet alle Vorzüge zusprach, die Cousin fehlten. Er lobte seine Gesinnung, seine Wahrheitsliebe, seine Begabung und schloß mit den Worten: „Jamais celui-là ne cache les sources, où il puise! à la bonne heure! voilà un écrivain! vrai, juste, sobre, une belle âme!“

Aber das war auch in der That Heines ehrliche Ueberzeugung, nicht bloß eine Satire auf Victor Cousin. Im Salon der Fürstin Belgiojoso wurden Heine und Mignet innig befreundet. Als sich Heine einmal, wie dies ja öfter vorkam, mit seiner Frau gezannt hatte, schrieb ihm die Fürstin: „Mein lieber Freund, Herr Mignet hat mir Ihr Mißgeschick erzählt. Ich bedaure Sie aufrichtig; ich lache nicht und bitte Sie, die Sache nicht zu ernsthaft und nicht zu tragisch zu nehmen“. Ein andermal schickt die Fürstin ihren ersten belletristischen Versuch zur Prüfung an Heine; sie schreibt dabei: „Kennen Sie unter meinen Freunden von der Akademie einen, der meinen Roman beurteilen könnte? Soll ich bei dem Philosophen der Geschichte anfangen? Er würde über den ersten Seiten einschlafen“. Das bezieht sich natürlich auf Mignet. Um so merkwürdiger und interessanter ist die Freundschaft, die diesen fast mehr als zwanzig Jahre lang mit dem deutschen Dichter verband. Aber diese Freundschaft hinderte Heine keineswegs, ein unbefangenes Urteil über Mignet zu fällen. In der „Lutetia“ hat er drei Jahre hintereinander (1841, 1842, 1843) die Berichte über die „Éloges“ veröffentlicht, die Mignet als ständiger Sekretär der „Académie des sciences morales et politiques“ gehalten hat. In dem ersten dieser Berichte erzählt er: „Und gar Mignet, welcher das Gedächtnis des verstorbenen Merlin de Douai, des berühmten Juristen und Konventglieds, zu feiern hatte, sprach so blühend schön, wie er selbst aussieht. Die Damen, die den Sitzungen der Section des sciences morales et politiques immer in großer Anzahl beiwohnen, wenn ein Vortrag des schönen Secrétaire perpétuel angekündigt ist, kommen dorthin, vielleicht mehr um zu sehen, als um zu hören . . . Was mich betrifft, so fesselte mich diesmal der Gegenstand der Mignetschen

Rede ganz ausschließlich . . . Ja, das war die Stimme des Geschichtsschreibers, des wirklichen Chefs von Nlios Archiven, und es schien, als hielte er in den Händen jene ewigen Tabletten, worin die strenge Göttin bereits ihre Urteilsprüche angezeichnet. Nur in der Wahl der Ausdrücke und in der mildernden Betonung bekundete sich manchmal die traditionelle Lobpflicht des Akademikers . . . Die ganze Rede von Mignet dürfte Ihnen in kurzem gedruckt zu Gesicht kommen, und die Fülle des Inhalts wird Sie alsdann gewiß erfreuen; aber nimmermehr kann die bloße Lektüre den lebendigen Vortrag ersetzen, der, wie eine tief sinnige Musik, im Zuhörer eine Reihenfolge von Ideen anregt“. Im darauffolgenden Jahre wohnt Heine wieder der Akademiesitzung bei, und in seinem Bericht vom 2. Juni 1842 schreibt er über die Rede Mignets: „Wie in allen seinen Erzeugnissen, beurkundete Mignet auch hier ein schönes, großes Darstellungstalent, seine bewunderungswürdige Kunst des Auffassens aller charakteristischen Zeitmomente und Lebensverhältnisse, seine heitere, klare Verständlichkeit, sein reiches Gefühl und seine standhafte, jugendlich blühende Begeisterung für das Heil der Menschheit“.

Im Jahre 1843 besucht Heine abermals die feierliche Sitzung in der Rotunde des Palais Mazarin; wieder macht er sich über die alten Akademiker lustig, wieder lobt er Mignet, der ihm in solchen Momenten immer wie ein Hirt vorkommt, der seine Herde mustert. „Sie gehören ihm ja alle, ihm, dem Perpetuellen, der sie alle überleben und sie früh oder spät in seinen *Précis historiques* sezieren und einbalsamieren wird Obgleich Mignet seine Reden *Précis historiques* nennt, so sind sie doch noch immer die alten »Eloges«, und es sind noch dieselben Komplimente aus der Zeit Ludwigs XIV., nur daß sie jetzt nicht mehr in gepuderten Allongeperücken stecken, sondern sehr modern frisiert sind. Und der jetzige *Secrétaire perpétuel* der Akademie ist einer der größten Friseure unserer Zeit und besitzt den rechten Chic für dieses edle Gewerbe. Selbst wenn an einem Menschen kein einziges gutes Haar ist, weiß er ihm doch noch einige Lösschen des Lobes anzukräuseln und den Kahlkopf unter dem Toupet der Phrase zu verbergen“. Nach diesen scherzhaften Sätzen schließt Heine mit einer Lobeshymne auf Mignet als Mensch wie als Gelehrter.

Es ist geradezu unbegreiflich, wie der jüngste Biograph Mignets, Eduard Petit, die Aeußerungen Heines über Mignet so absolut und gründlich mißverstehen konnte, daß er sich bis zu der Behauptung verstieg: „Un écrivain, surtout, se distingua par les éprigrammes, qu'il aiguïsa contre Mignet: Henri Heine. Il poussa le persiflage jusqu'à l'inconvenance“. Und dann weiter: „L'on sent à travers ses paroles l'aigreur d'un rival éconduit. Heine, devait penser à Mme. de Belgiojoso quand il lardait Mignet d'épigrammes: il se vengeait d'elle sur lui. Combien le spirituel chroniqueur eût montré plus d'esprit, s'il avait couvert de justes éloges son heureux concurrent?“

So viel Worte, so viel Irrtümer und so viele Unwahrheiten. Heine war niemals in die Fürstin Belgiojoso verliebt; er begnügte sich mit platonischer Verehrung. In seinem Zimmer hing ein Bild von Leonardo da Vinci auf, eine Sphinx, welche ihn an die verschlossene Seele der schönen Fürstin erinnerte. Das war der ganze Roman ihrer Freundschaft. Ja, noch mehr. Unmittelbar nach diesen Angriffen auf Heine veröffentlicht Eduard Petit einen sehr interessanten Brief Heines an Mignet vom 17. Januar 1849, der ihm hätte Veranlassung geben sollen, die bezüglich der Schriften Heines genauer nachzulesen, ehe er sein thörichtes Urtheil über den deutschen Dichter abgegeben, der in seinen Augen nichts anderes ist als ein „impitoyable railleur“, ein „bohème maladif et blasé“!

Ich habe es im folgenden versucht, da der Brief in der Gesamtausgabe des Briefwechsels noch nicht steht, an Heines Art und Weise hintastend, diesen Brief deutsch wiederzugeben:

„Paris, den 17. Januar 1849.

Mein theurer Freund!

Besuchen Sie mich doch! Es ist mir ein Bedürfnis, einem Manne wie Ihnen die Hand zu drücken; vielleicht wird es mir auch in diesem Augenblicke, wo ich mehr leide als gewöhnlich, wohl thun; ich bin durchaus nicht vergnügt, obwohl jetzt in der Welt die drolligsten Dinge passieren; Deutschland übertrifft jetzt Frankreich in politischen Bacchanalen. Alles geht famos bei uns am anderen Rheinufer, und der radikalste Kommunist könnte seine Ideen dort verwirklicht finden. Ja, wir genießen jetzt den vollen Kommunismus, in der That, wenn auch der Name fehlt; wir sind bei der Gleichheit des Vermögens angelangt, weil niemand mehr etwas besitzt; wir sind alle Bettler, wie man es nur in Marien sein könnte; wir sind auch bereits bei dem Kommunismus der Frauen angelangt — nur die Ehemänner merken nichts davon. Gott ist ganz und gar entthront, zur Verwunderung von David Strauß und Ihres Freundes Heinrich Heine, die, obwohl sie 20 Jahre lang an dieser Katastrophe gearbeitet haben, darüber doch entsetzt und betrübt sind. Nach Art Ihrer Freunde, der Herren Odilon-Barot und Konforten zur Zeit ihres Sieges über das Königtum am 25. Februar unseligen Andenkens. — Es ist auch, ich gestehe es Ihnen, in uns eine große religiöse Reaktion entstanden. David Strauß hat es in öffentlicher Versammlung gestanden; was mich betrifft, so ist es noch mein Geheimnis, das ich nur meiner Wärterin und einigen ausgezeichneten Frauen anvertraue. Selbst auf die Gefahr hin, der Dummköpfigkeit angeklagt zu werden, werde ich Ihnen doch das große Geheimnis meiner Seele nicht mehr verschweigen; ich habe den deutschen Atheismus verlassen und bin am Vorabend, in den Schoß des banalsten Glaubens zurückzukehren. Ich fange an zu merken, daß ein bißchen Gottesglauben einem armen Menschen nichts schaden kann, besonders wenn er seit 7 Monaten auf dem Rücken liegt und von den heftigsten Schmerzen heimgesucht wird. Ich glaube zwar noch nicht ganz an den Himmel, aber ich genieße bereits den Vorgesmack der Hölle durch die Brandwunden, welche man mir soeben auf der Wirbelsäule beigebracht hat. Das ist ein Fortschritt, denn ich kann mich nunmehr dem Teufel verschreiben, einen Vorteil, den ich vor meinen armen atheistischen Landsleuten besitze, die ihn doch in diesem Augenblick ganz besonders nötig hätten, namentlich in Berlin, wo der König in Wahrheit eine sehr gute Konstitution gegeben hat, gegen welche man aber einen gewissen Widerwillen empfindet, ähnlich dem, welchen uns der größte Kuchen einflößt bei dem Gedanken, er könnte ein wenig Gift, ein kleines bißchen Berliner Blau in sich haben.

Ich kann Ihnen nicht schreiben, ohne Sie um einen noch so kleinen Dienst zu bitten; ich bin es gewohnt, Ihnen immer verpflichtet zu sein; heute bitte ich Sie darum, mir das Buch von Herrn Thierry über die Eroberung Englands durch die Normannen zu leihen; wenn Sie dasselbe auf ein paar Wochen entbehren können, so wollen Sie es dem Ueberbringer geben.

Ihr sehr ergebener

Heinrich Heine."

Zweifellos ist dieser Brief einer der interessantesten, die wir von Heine besitzen. Das Bekenntnis seiner Rückkehr „zum Gottesglauben des gemeinen Mannes“ stimmt genau mit den „Geständnissen“ und dem „Nachwort“ zum „Romanzero“ überein, die gleichfalls in jener Zeit entstanden sind. Das Buch von Thierry über die Eroberung Englands durch die Normannen ward die Quelle für Heines wundervolle Ballade: „Schlachtfeld bei Hastings“, welche ebenfalls in jener Zeit entstanden ist. Der Brief selbst ist ein schönes Denkmal der Freundschaft zwischen Heine und Mignet, die ohne Unterbrechung bis zum Tode des Dichters gedauert hat. Neuerdings sind auch von anderer Seite drei Briefe Heines an Mignet veröffentlicht worden, aus denen hervorgeht, daß Mignet dem Dichter in seinen Liebesnöten beigegeben, daß er auch in seinen materiellen Verlegenheiten ihm treulich geholfen und den Vermittler zwischen dem deutschen Poeten und den französischen Tagesgrößen wie Thiers, Cousin u. a. gebildet hat.

So ist es nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß Heine in diesem Freundschaftsverhältnis zumeist der Empfangende gewesen ist, während Mignet schon seiner Stellung nach in der erfreulichen Lage war, dem Dichter in allerlei Nöten beizustehen. Er war auch stets bereit, Heine mit Rat und That zu unterstützen. Nach neueren Ermittlungen war es Mignet, der Heine zu Thiers führte, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er, vermutlich in Verbindung mit der Fürstin Belgiojoso, Thiers zuerst die Lage Heines schilderte und um Hilfe für den durch das Bundestagsdekret in seiner Existenz vernichteten deutschen Flüchtling bat. Zum Dank dafür konnte Heine fünfzehn Jahre später für die Fürstin selbst bei dem Grafen Anton Auersperg (Anastasius Grün) Fürsprache einlegen, um der italienischen Patriotin die ihr von der österreichischen Regierung konfiszierten Güter wieder zu verschaffen.

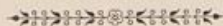
Eine Stelle in dem Briefe Heines an August Lewald (3. Mai 1836) deutet sogar darauf hin, daß Heine ihn hie und da auch bei seinen litterarischen Arbeiten zu Rate gezogen habe. Es heißt dort nämlich: „Von Mignet habe ich die Vorrede noch nicht erhalten; sogar die solidesten Franzosen sind die Unzuverlässigkeit selbst“. Diese Stelle kann sich meiner Meinung nach nur auf die Vorrede zum dritten Bande des „Salon“ beziehen, die Heine damals schrieb, und die unter dem Titel: „Ueber den Denunzianten“ später erschienen ist.

Als Heinrich Laube 1847 nach Paris kam, führte ihn Heine bei Mignet ein, und Laube erzählte mir selbst wiederholt, daß nur durch diese Einführung sich ihm die Thüren aller französischen Salons öffneten. In Heines Briefwechsel findet sich auch der folgende, diese Mitteilung bestätigende Brief an Laube: „Liebster Laube, soeben schickt Mignet zu mir und läßt mir sagen, daß Dich Thiers auf morgen zum Mittagessen einladet, und daß Du also Punkt $\frac{1}{2}$ 7 zu ihm (Mignet) morgen nachmittag kommen sollst, damit er mit Dir alsdann zu Thiers gehe“.

Laube erzählte mir auch, daß Mignet, als er diesen zum erstenmale besuchte, gerade Heines „Atta Troll“ in der französischen Uebersetzung der *Revue des deux mondes* gelesen und „mit genauer Sachkenntnis“ gelobt hatte. Laube hatte gerade kurz vorher zu Heine gesagt: „Wie sollen die Franzosen all die kleinen Eidechsen und Schlangen in Deinen deutschen Anspielungen verstehen?“ Und Heine hat ihm erwidert: „Es errät kein Volk so gern und so geschickt als das französische, besonders Malicen!“ Laube freute sich nunmehr, aus Mignets Lobe herauszuhören, daß Heine recht gehabt habe; auch sonst legte er eine genaue Kenntnis der Schriften Heines und ein warmes Interesse für den Menschen an den Tag.

Heine hat das wohl gewußt und Mignet mit vollem Vertrauen darum zu seinem Testamentsvollstrecker ernannt. In dem Testamentsentwurf von 1846 heißt es: „Die Herren Sichel, Dr. med. und Mr. Mignet, secrétaire perpétuel de l'académie des sciences morales et politiques, die mir schon so viele Liebesdienste erwiesen, beauftrage ich mit der Vertretung aller Erbschaftsinteressen meiner Frau, sowie überhaupt mit der Exekution dieses Testaments“. Und in einem Rodizill vom Jahre 1848 sagt Heine nochmals: „Je prie Mr. Mignet, l'historien et Mr. le Docteur Sichel de prêter leur appui à ma femme dans toutes les circonstances, où il s'agirait de ses intérêts de fortune après mon décès“.

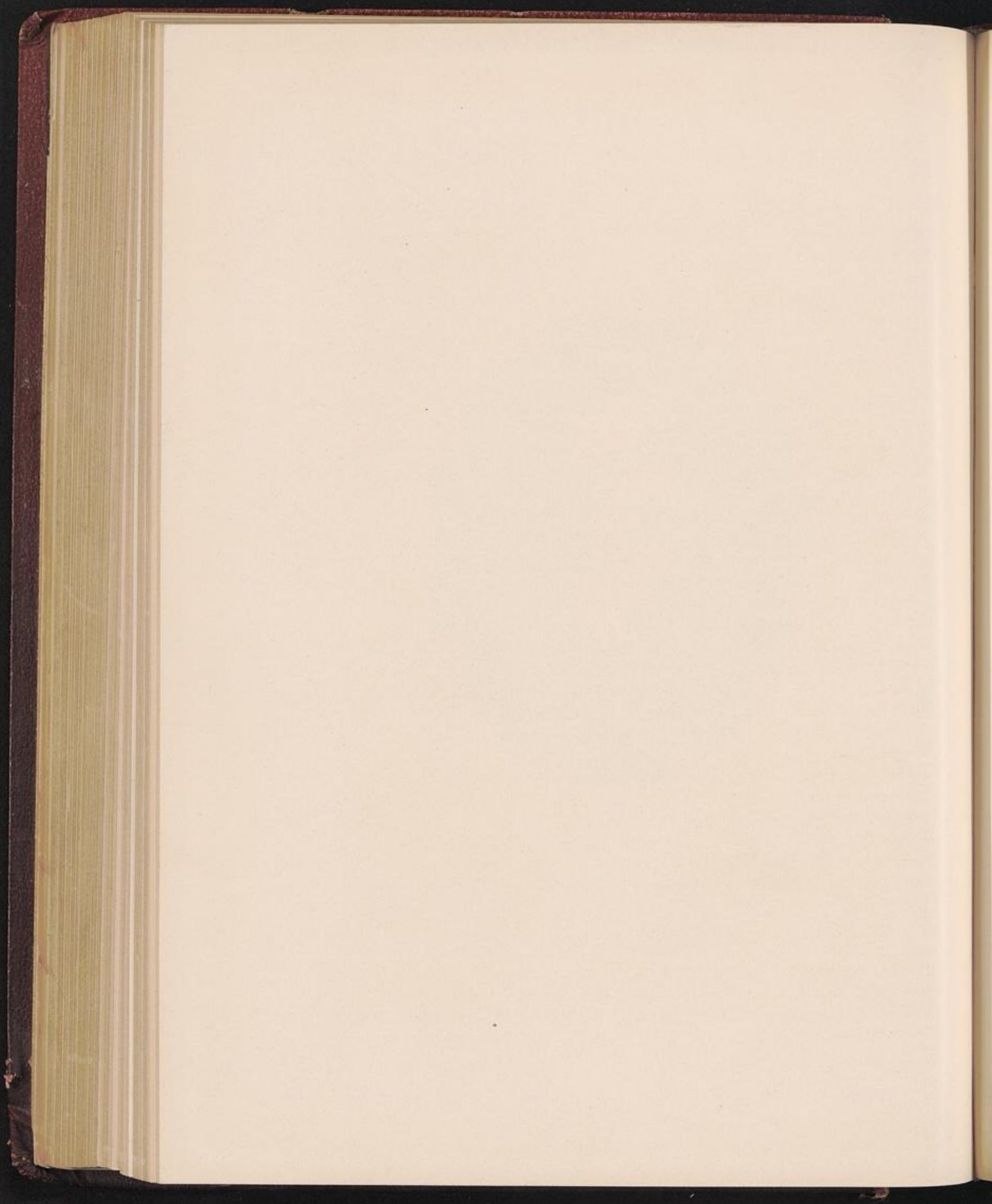
Drei Jahre später hat Heine in seinem letzten Testament allerdings andere Dispositionen getroffen und Herrn Joubert zum Testamentsexekutor ernannt. Aus welchen Gründen, ist nicht recht ersichtlich, denn die freundschaftlich-intime Beziehung zu Mignet war, wie der oben zitierte Brief beweist, gerade in jenem Jahre noch sehr lebhaft und dauerte, wie ich ebenfalls bereits oben bemerkte, bis zum Tode des Dichters. Unter den wenigen Männern, welche an einem kalten, grauen und nebligen Wintervormittag das frischgeschaukelte Grab des deutschen Dichters am Fuß des Montmartre umstanden, befand sich auch François Mignet. Er hat Heine die Freundestreue bis zu seinem eigenen Hinscheiden bewahrt.





Heinrich Heine.

Gemalt von Ador Popper 1844.



Schon in jungen Jahren war Heine ein großer Verehrer des französischen Historikers Adolphe Thiers. Die „Geschichte der französischen Revolution“ studierte er mit großem Eifer und nicht geringem Enthusiasmus. Man kann wohl behaupten, daß dieses Buch erziehllich auf Heine eingewirkt und ihn für seinen Aufenthalt in Paris, den Herd dieser Revolution, vorbereitet habe. Es galt als einer seiner sehnlichsten Wünsche, daß auch die deutsche Philosophie einmal ihren Thiers finden möge; „dann wird“, so sagt er, „die Geschichte derselben eine ebenso merkwürdige Lektüre bieten, und der Deutsche wird sie mit Stolz und der Franzose mit Bewunderung lesen“.

Als Heine nach Paris kam, verfolgte er die politischen Zustände in Frankreich mit dem lebhaftesten Interesse. Er betrachtete es als seine Hauptaufgabe, den Deutschen das geistige, politische, soziale und künstlerische Leben in Frankreich in treuen Bildern vorzuführen. Es ist natürlich, daß ihm dabei die Persönlichkeit Thiers' besonders auffallen und interessieren mußte. Noch heute müssen selbst Heines Gegner anerkennen, daß er die Entwicklung des Bürgertums in Frankreich, die große soziale Frage, die verhängnisvolle Bedeutung des Kommunismus, die Idee einer französischen Republik und sogar auch die eines einigen Deutschlands in kühnen Gedanken und wahrhaft prophetischen Bildern lange vorhergesagt hat, und ebenso wenig können sie die künstlerische Sicherheit in Abrede stellen, mit der er Personen und Dinge in Frankreich besprach. Louis Philipp, Guizot und vor allem Thiers wußte Heine so scharf und treffend, so schonungslos und wahr zu schildern, wie kein deutscher Beobachter vor ihm. Er ist gleich frei von einseitiger Bewunderung wie von abschätziger Beurteilung. Er gehört keiner Partei an und richtet nicht nach der Schablone; er sieht nur mit seinem klaren Blick und schildert mit seinem scharfen Verstande. Es ist eine nichtswürdige Verleumdung, wenn seine Gegner behaupten, daß „das große Almojen“, welches er einige Jahre hindurch, wie alle auswärtigen Flüchtlinge, von der französischen Regierung empfangen, irgendwelchen Einfluß auf seine Ansichten und Urteile ausgeübt habe. Wer solches behauptet, der hat die „Französischen Zustände“ und die „Lutetia“ niemals gelesen!

Es ist natürlich, daß das Urteil über Thiers kein feststehendes bleibt. Es wechselt mit den wechselnden Anschauungen und Handlungen des französischen Staatsmannes. Der Grundzug bleibt aber doch der aufrichtiger Sympathie und feinen Verständnisses. Schon in dem ersten Bericht, in dem er seiner gedenkt (19. Januar 1832), fällt er über Thiers ein Urteil, das eigentlich das beste und zuverlässigste ist, welches über diesen existiert. Er nennt ihn einen „Indifferentisten von der tiefsten Art, der so wunderbar Maß zu halten weiß in der Klarheit, Verständigkeit und Veranschaulichung seiner Schreibweise“, einen „Goethe der Politik“, und er verfolgt seine Handlungen mit dem lebhaftesten Anteil, namentlich in der

Blütezeit der parlamentarischen Periode, also in der Zeit, als Thiers (1. März 1840) Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen wurde.

Mit Bewunderung sieht Heine an Thiers, wie er dem wachsenden Tumult der Tagesleidenschaften immer die kluge Ruhe des Staatsmannes entgegensetzt. Das hindert Heine aber nicht, demselben Thiers mit bitterer Schärfe entgegenzutreten, als dieser, der sich nicht bloß als Mann der Humanität, sondern sogar als Sohn der Revolution geltend zu machen suchte, den bekannten Vorgängen gegen die wegen Gebrauches von Christenblut fälschlich angeklagten Juden in Damaskus gegenüber aus politischen Gründen eine befremdliche Lauheit offenbarte. Selbst als Thiers die Asche Napoleons nach Frankreich brachte, sagte er von ihm: „Sein Geist überragt alle Intelligenzen rings um ihn her, obgleich manche darunter sind, die von bedeutender Statur. Keiner kann sich mit ihm messen, und in einem Kampfe mit ihm muß die Schlaueit selbst den Kürzeren ziehen. Er ist der größte Kopf Frankreichs, obgleich er, wie man behauptet, es selbst gesteht“.

Ein andermal macht er eine Bemerkung über Thiers, die seinem prophetischen Scharfblick wahrhaft zur Ehre gereicht. Sie hat sich nämlich volle dreißig Jahre später, in der zweiten Hälfte des Französischen Krieges (1871), geradezu wörtlich erfüllt. Heine meldet als eine Thatfache, die er aus vieljähriger Beobachtung verbürgen kann: „Herr Thiers glaubt steif und fest, daß nicht das parlamentarische Scharmügel, sondern der eigentliche Krieg, das klirrende Waffenspiel seine angeborene Vocation sei“. Dieser eingebildete Feldherrnberuf Thiers' hat bekanntlich im Jahre 1871 für die Franzosen verhängnisvolle Folgen gehabt.

Gelegentlich verteidigt aber Heine Thiers auch gegen die schändliche Verleumdung, daß er an der Börse spekuliert habe: „Ein Mensch kann nur einer einzigen Leidenschaft gehorchen, und der Ehrgeizige denkt selten an Geld. Durch seine Familiarität mit gesinnungslosen Glücksrittern hat sich Thiers all die boshaften Gerüchte, die an seinem Leumund nagen, zugezogen. Diese Leute, wenn er ihnen jetzt den Rücken kehrt, schmähen ihn noch mehr als seine politischen Feinde. Aber warum brauchte er den Umgang mit solchem Gesindel? Wer sich mit Hunden niederlegt, steht mit Flöhen auf“.

Als Thiers am 20. Oktober 1840 seine Entlassung nimmt, gesteht Heine unumwunden zu, daß er in seinen Berichten die Vorliebe für Thiers immer freimütig ausgesprochen und seine Abneigung gegen Guizot nie verhehlt habe.

Diese Vorliebe für Thiers veranlaßt ihn immer wieder aufs neue, auf den Mann zurückzukommen, der jetzt die Opposition gegen die Politik der Regierung führte, und er sagt bei einer solchen Gelegenheit von ihm: „Ja, er ist nicht bloß ein patriotischer Franzose, sondern auch ein Mensch von Genie, und manchmal, wenn er zu diesem Bewußtsein gelangt, vergißt er sein beschränkt örtliches nationales

Gefühl, es ergreift ihn die Ahnung eines sozusagen zeitlichen Weltbürgertums, und in solchem Moment sprach er einst die merkwürdigen Worte: Ich liebe mein Jahrhundert, denn dieses ist ein Vaterland, das ich in der Zeit besitze“.

Als Thiers im Jahre 1840 Deutschland bereist hatte, berichtet Heine mit besonderer Genugthuung: „Mit großer Vorliebe und entschiedenem Respekt spricht er vom deutschen Volke, und die Ansicht, die er von unserem Vaterland mitgebracht, wird gewiß gedeihlich wirken, gleichviel ob er wieder ans Staatsruder gelangt oder nur den Griffel der Geschichte in der Hand behält“.

Als Heine im Jahre 1854 nun seine Berichte für die „Mugsburger Allgemeine Zeitung“, die unter dem Namen „Lutetia“ allgemein bekannt sind, zusammengestellt hatte, säumte er nicht, sofort nach Erscheinen des Buches auch an Adolphe Thiers ein Exemplar zu schicken. Den Begleitbrief dazu hat Jules Legras in seinem französischen Buche über Heine zum erstenmal veröffentlicht, und ich lasse diesen Brief an Thiers, der zur Charakteristik des Verhältnisses beider sehr wichtig ist, hier in der Uebersetzung folgen:

„Mein Herr!

Da Sie gegenwärtig nicht an der Regierung sind, und zur Zeit, wo Sie es sein werden, der arme Sterbende, der Ihnen heute diese Zeilen schreibt, menschlicher Protection nicht mehr bedürfen wird, glaube ich, nicht den Verdacht zu erregen, als gehorchte ich weltlichen Motiven, indem ich mich heute beeifere, das Interesse, mit dem Sie mich stets beehrt haben, neu zu beleben und zu erhöhen.

Ueber diesen Punkt beruhigt, will ich Ihnen gern das Geständnis machen, daß der Wunsch, etwas zu thun, was Ihnen angenehm sein könnte, nicht wenig, wenn nicht am meisten, zu dem Entschluß beigetragen hat, die Sammlung von Briefen zu veröffentlichen, welche das Buch „Lutèce“ bildet, und welche ich die Ehre habe, Ihnen anbei zu überreichen. In der geistigen Verfassung, in der meine Deutschen heute sind, war diese Publikation sehr mißlich, und ich zweifle gleicherweise, daß die französische Version meines Buches in diesem Augenblick große Sympathie in Frankreich finde; sie kommt vielleicht zu einer sehr ungelegenen Stunde.

Einerlei; ich habe durch diese Veröffentlichung die glänzendsten Tage jener parlamentarischen Periode wieder wachrufen wollen, welche in der Geschichte nur durch drei große Namen repräsentiert sein wird: die von Louis Philippe, von Thiers und von Guizot, und ich glaube, meinen Zweck nicht ganz und gar verfehlt zu haben. Ja, es giebt nur diese drei Namen, welche die kleinen Jungen der Zukunft in der Schule auswendig zu lernen haben, um ein gutes Examen zu machen; Dame Elio bewilligt auf ihren Tafeln den Herren zweiten Ranges nicht vielen Raum, und sie liebt es, eine ganze Epoche bald in einem einzigen großen Manne, bald in einem glorreichen Triumvirat zusammenzufassen. Ich bin dem Beispiel der Göttin in meinem Buch „Lutèce“ gefolgt, das ich Sie bitte, nur nach seiner Gesamtheit beurtheilen zu wollen und nicht nach seinen Einzelheiten, oder selbst nach Ausdrücken, die zuweilen ein wenig hart sein können. Wenn ich dem Ministerium des 1. März Opposition gemacht habe — eine Opposition, welche übrigens nicht allzugesährlich war —, wenn ich sogar Sie zuweilen als Minister hart angelassen, so habe ich doch niemals verfehlt, in Ihnen dem Ehrenmanne und dem Manne von Genie gerecht zu werden und Sie gegen das Toben meiner Landsleute zu verteidigen, welche damals so viele alberne Schmähungen und Verleumdungen gegen Sie ausspieen. Die Zeit hat diese letzteren gerichtet. Aber während Ihres Ministeriums von 1840 fanden die albernsten Lügen jenseits des Rheines Glauben . . .

Ich bitte Sie, mein Herr, wenn Sie mein Buch »Lutèce« lesen, das Datum meiner Briefe wohl beachten und sich erinnern zu wollen, unter welchen Umständen ich sie geschrieben habe. Es wird Ihnen nicht entgehen, daß ich in einer solchen Zeit meinem Stil keine höfischen Wendungen geben konnte, indem ich von Ihnen sprach. . . . Ich habe mein Möglichstes gethan.

Ihr Scharfsinn wird Ihnen das übrige erklären. Da ich Sie aufrichtig liebe, würde mich's schmerzen, wenn ich aus Unachtsamkeit oder Ungeschick irgend etwas gesagt hätte, was Ihnen mißfallen könnte. In dem Zustand, in welchem ich mich befinde, muß ich von meinen Erinnerungen leben, und die Erinnerung an Sie ist meinem Herzen sehr teuer.

Genehmigen Sie mit Ihrer gewohnten Güte die Versicherung meiner großen Bewunderung und meiner hochachtungsvollen Ergebenheit.

S. S."

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Thiers diese Deditation sehr freundlich aufgenommen hat, so daß sich Heine drei Monate später veranlaßt sah, ihm auch seine »Poèmes et Légendes« mit nachfolgendem Brief zu überreichen:

„Paris, 16. Juli 1855.

Mein Herr!

Die freundliche Aufnahme, mit welcher Sie mein Buch »Lutèce« beehrt haben, ermutigt mich, Ihnen ein anderes Buch zu senden, welches eben die Presse verlassen hat. Es ist eine Vektüre, die Ihnen vielleicht in einem Augenblick zusagt, wo Sie nicht mehr mit ernstern Geschäften überhäuft sind und sich inmitten Ihrer grünen Gebüsch dem Gezwitz der Vögel und Poeten hingeben können. In einem anderen Moment und zu einer anderen Jahreszeit würde ich mich wohl gehütet haben, einem Staatsmanne Gedichte zu schicken; ich fürchte zu sehr das spöttische Lächeln, welches die Dichter oft mit Recht auf ihren Lippen hervorrufen.

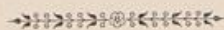
Der Erfolg meines Buches »Lutèce«, von welchem Paris vierzehn Tage lang gesprochen, hat mich sehr erschreckt. Die Wahrheit sagen, ist ein gefährliches Geschäft, besonders für einen Kranken, welcher der Ruhe bedarf. Ich werde mich deswegen wohl hüten, während meiner Lebenszeit ein anderes Buch erscheinen zu lassen, welches mit derselben Unumwundenheit und derselben unverföhllichen Wahrhaftigkeit geschrieben ist. Das Beste, was ich über unsere zeitgenössische Gesellschaft zu sagen habe, werden Sie eines Tages in meinen nachgelassenen Memoiren lesen, und ich fühle schon heut ein wahres Vergnügen, wenn ich denke, daß Sie, mein Herr, zu den auserwählten Lesern dieses Werkes zählen werden.

Ich bedauere recht sehr, mein Herr, daß ich Ihnen meine Hochachtung nicht persönlich bezeigen kann: es ist wahr, der Nebengedanke, daß ich bei dieser Gelegenheit vielleicht einige Aufschlüsse von großer Wichtigkeit für den politischen Teil meines Werkes von Ihnen erhalten könnte, dieser Nebengedanke trägt ein wenig zu meinem Bedauern bei. Empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung, und genehmigen Sie deren ergebenen Ausdruck."

Durch diese beiden Briefe gewinnen wir einen tieferen Einblick in das Wesen jener Beziehungen als durch die ausführlichsten Schilderungen. Man sieht, Heine giebt sich darin frei und offen. Aber was noch mehr ist: aus dem ersten dieser Briefe geht mit unumstößlicher Gewißheit hervor, daß die Pension, welche ihm von der französischen Regierung einige Jahre hindurch bewilligt wurde, weder mit seinen politischen Ansichten noch mit seinen politischen Artikeln irgend etwas zu thun hatte! Heine hat seine Feder nicht verkauft. Die persönliche Bekanntschaft Thiers machte er, wie schon vorher bemerkt, wahrscheinlich im Salon der Fürstin Belgiojoso, wo auch Thiers ein häufiger Gast war. Es steht jetzt so ziemlich fest,

daß Thiers es war — nicht Guizot, wie man bisher angenommen hatte —, der Heine 1835 oder 1836 die Pension von 4800 Francs auswirkte, die die französische Regierung damals so vielen Flüchtlingen, Fürsten wie Bettlern, gewährte, die sich unter den großmütigen Schutz Frankreichs gestellt hatten. „Ich vergesse nicht die Liebenswürdigkeit“, so berichtet Heine 1854, „womit einst im Garten des Schlosses einer fürstlichen Freundin der große Geschichtschreiber der französischen Revolution und des Empires, welcher damals der allgewaltige Präsident des Conseils war, meinen Arm ergriff und, mit mir spazieren gehend, lang und lebhaft in mich drang, daß ich ihm sagen möchte, was mein Herz begehre, und daß er sich anheischig mache, mir alles zu verschaffen“.

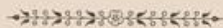
Thiers war es auch, der 1840 bei Guizot die Fortbewilligung der Pension durchsetzte. Damit fallen die Vorwürfe in nichts zusammen, die man gegen Heine erhoben hat. War ihm Thiers wohlgewogen — wir wissen ja aus der „Retrospektiven Aufklärung“ näheres darüber —, so war es kein Wunder, daß er dem Dichter in einer üblen Lage Hilfe leistete, ohne irgendwelche Gegenleistung dafür zu beanspruchen. Aus den beiden eben zitierten Widmungsbriefen ersieht man aber auch, daß Thiers die Berichte Heines über die französische Politik gar nicht gekannt hatte, was doch gewiß der Fall gewesen wäre, wenn diese eine Gegenleistung für die ihm gewährte Pension hätten sein sollen. Natürlich liegt in der Hervorhebung dieser entlastenden Momente nicht etwa eine Rechtfertigung, sondern höchstens eine Entschuldigung jenes immerhin bedenklichen Schrittes, zu dem Heine in Wirklichkeit nur seine damals sehr traurige Lage getrieben hat.



Auch die Beziehungen Heinrich Heines, zu dem dritten großen Historiker Frankreichs, zu François Guizot, waren zwar nicht sehr intim, aber nach vielen Richtungen charakteristisch für den Staatsmann wie für den Menschen. Darf man den Versicherungen Heines Glauben schenken, so hat er Guizot überhaupt nur einmal in seinem Leben gesprochen. Dieser schien aber ein besonderes Interesse an dem deutschen Dichter zu nehmen, dessen Werke er kannte und schätzte. Nach authentischen Berichten schützte er Heine wiederholt gegen die Reklamationen deutscher Gesandtschaften, die dessen Ausweisung aus Paris beharrlich verlangten. Heine selbst erzählt viele Jahre später in seiner „Retrospektiven Aufklärung“ über die Pension, welche er von der französischen Regierung unter Guizot und auf Veranlassung von Thiers bezogen: „Nie beehrte er dafür von mir den geringsten Dienst. Als ich ihm, bald nachdem er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernommen, meine Aufwartung machte und ihm dafür dankte, daß er mir

25. Februar 1840 sagte er über Guizot alles das voraus, was später die ganze Welt jahrelang wiederholte, indem er „den puritanischen Zuschnitt, den lauernden Hochmut, den doktrinären Belehrungston, das eckig-kalvinistische Wesen“ Guizots schildert, den er richtig als „eine sacerdotale oder vielmehr klerikale Natur“ bezeichnet, „behaftet mit geistlichem Hochmut und aristokratischen Gelüsten, der dem Volke nicht angehört“. In dem beständigen Kampfe zwischen Thiers und Guizot nimmt Heine natürlich für ersteren lebhaft Partei, ohne indes Thiers' Fehler zu beschönigen oder Guizots Vorzüge herabzusetzen. „Nein, Herr Guizot“, sagt er einmal, „wir sind noch nicht dahin gekommen, Sie zu lieben, aber wir haben auch noch nicht aufgehört, Sie zu verehren! Trotz aller unserer Liebhaberei für den beweglich-brillanten Nebenbuhler haben wir dem schweren, trüben Guizot nie unsere Anerkennung versagt; es ist etwas Sicheres, Haltbares, Gründliches in diesem Manne, und ich glaube, die Interessen der Menschheit liegen ihm am Herzen“. Als Thiers Guizot Platz machen muß, schreibt Heine: „Wir haben in diesen Blättern unsere Vorliebe für Thiers immer freimütig ausgesprochen und unsere Abneigung gegen Guizot nie verhehlt; nur den Privatcharakter Guizots haben wir unbedingt gewürdigt, und gern zollten wir dem Menschen unsere Achtung, während unsere Rüge den Staatsmann bloßstellte. Werden wir gegen letzteren die höchste Unparteilichkeit ausüben können? Wir wollen es ehrlich versuchen“. Prüft man unbefangen, was Heine von nun ab über Guizot geschrieben, so entdeckt man nicht das geringste, was auf eine mildere Tonart, auf eine freundlichere Beurteilung schließen lassen könnte, so daß die Pension der französischen Regierung keinesfalls an Heine für das ausbezahlt wurde, was er schrieb; denn er nahm auch fortan kein Blatt vor den Mund und kritisierte nach wie vor mit Freimut und Ironie alle Thaten des Ministeriums Guizot, dessen Chef er jederzeit für einen „Mann des Widerstandes, aber nicht der Reaktion“ gehalten hat. Von besonderem Interesse ist natürlich für uns, was Heine über Guizots Sympathien für Deutschland zu berichten weiß, „dessen Anschauungsweise der unserigen verwandt ist und der die Bedürfnisse und das gute Recht des deutschen Volkes sehr gründlich begreift“. Auch in der ersten und einzigen Unterredung, die Heine mit Guizot am 29. November 1840 hatte, sprach dieser „mit Tiefsinn und Wärme seine Hochschätzung für Deutschland aus“; „und diese Anerkennung meines Vaterlandes“, fügt Heine hinzu, „sowie auch die schmeichelhaften Worte, welche er mir über meine eigenen litterarischen Erzeugnisse sagte, waren die einzige Münze, mit welcher er mich bestochen hat“. Auch aus Heines letzten Lebensjahren besitzen wir nunmehr zwei Briefe an Guizot, die durchaus zu Gunsten des Dichters sprechen. Er überreichte mit diesen dem französischen Historiker, der damals keine offizielle Stellung mehr bekleidete, im März 1855 seine beiden Bücher: „De l'Allemagne“ und „Lutèce“. Das Gefühl

der Dankbarkeit, das daraus spricht, ist sicher kein Zeugnis gegen Heine. Noch weniger die Thatsache, die daraus hervorgeht, daß auch Guizot ebenso wie Thiers die Berichte Heines über die französische Politik von 1840—1847 vorher nicht gekannt hatte. In der geistigen Niedergeschlagenheit, in die er durch sein Leiden versetzt worden war, brachte der herzliche Brief Guizots, der leider nicht bekannt geworden, noch einmal einen hellen Sonnenstrahl. Der todfranke deutsche Dichter dankte dem großen französischen Historiker für diese „moralische Wohlthat“.



Die Stellung Heines zu den französischen Machthabern jener Periode, die ich hier zu schildern versuchte, erklärt wohl auch hinreichend den Schuß, den er in Paris gefunden. Es bleibt in der That unbegreiflich, daß ein so grundehrlicher Mann, wie Heinrich v. Treitschke es doch fraglos gewesen ist, in dem letzten Band seines großen Geschichtswerkes gerade mit Bezug auf letztere Verhältnisse Heine in so scharfer Weise angreifen konnte, indem er sagte (764): „Das Märchen vom Flüchtling Heine, der Götzendienst, welcher heute in vielen deutschen Zeitungen mit H. Heine getrieben wird, hat weder mit der Wissenschaft noch mit dem künstlerischen Gefühl irgend etwas gemein . . . Heine war ein freiwilliger Flüchtling, ganz so wie die polnischen Dichter Mickiewicz, Krasinski, Slowacki und viele andere Revolutionäre aus Deutschland, Polen, Italien“. Diese Behauptung ist vollständig unrichtig. Heine sowohl wie die angeführten Männer waren insofern keine freiwilligen Flüchtlinge, als sie nur unmittelbar vor der Gefahr geflüchtet sind. Hätten sie nur noch kurze Zeit ausgehalten, so wären jene Männer nach Sibirien und Heine wahrscheinlich nach Spandau gewandert. Varnhagen hat es, wie ich schon in einem vorhergehenden Kapitel erwähnte, einem Freunde selbst erzählt und ausdrücklich wiederholt, daß „die große Hand, die Heine gar vorsorglich winkte, die mächtigste war, die damals in Europa existierte, nämlich die des Fürsten Metternich“.

Treitschke giebt sich auch alle Mühe, zu beweisen, daß Heine „niemals polizeilich verfolgt wurde“, aber seine Beweisführung steht auf sehr schwachen Füßen. Das auswärtige Amt hat auf die Frage des Grafen Bresson (17. Februar 1843) geantwortet: „Aucune mesure de police n'a été prise contre sa personne“. Sehr wohl; aber Treitschke überging mit völligem Stillschweigen oder er wußte es nicht, daß im April und August des folgenden Jahres in verschiedenen deutschen Bundesstaaten Steckbriefe gegen Heine, der zur selben Zeit in Hamburg war, ohne eine Ahnung davon zu haben, erlassen wurden. Ein nachträgliches Signalement zu diesem Steckbrief, das die gefällige Polizei aus Paris eingeschickt hatte, wurde

von Hoffmann v. Fallersleben im „Weimariſchen Jahrbuch“ (Bd. 2, Seite 230) zuerſt veröffentlicht. Es lautet: „Heine, homme de lettre, 50 ans, taille moyenne, nez et menton pointus, type israélite marqué, c'est un débauché, dont le corps affaissé dénote l'épuisement“. Ja, als Heine im Frühjahr 1846 nach Berlin reiſen wollte, um dort ſeinen alten Studienfreund Profeſſor Dieffenbach wegen ſeines Augenleidens zu konſultieren, hat ſich Alexander v. Humboldt bekanntlich ſelbſt für Heine bei Friedrich Wilhelm IV. vergeblich verwendet, um dem ſchwerkranken Dichter offenes Geleit zu verſchaffen. In dem Briefe Humboldts an Heine heißt es: „Die Verweigerung iſt ſogar ſo beſtimmt geweſen, daß ich Ihrer perſönlichen Ruhe wegen Sie ja bitten muß, den preußiſchen Boden nicht zu berühren“. Humboldt erzählt, daß der König ſelbſt es hart fand, Heine zurückzuweiſen, „da es menſchlicher wäre, ihn den Arzt konſultieren zu laſſen, es auch bald ſichtbar würde, daß ſich hier das Publikum nicht um den alten Mann mit dem Geſichtſchmerz bekümmerte. Die Polizei wußte dem ihr fremden Zartgefühl zu widerſtehen“. Indes iſt die Zurückweiſung Heines nicht auf die Initiative der Polizei, ſondern auf den damaligen Miniſter des Innern v. Bodelſchwingh zurückzuführen, deſſen Brief an Humboldt ſich noch in der Barnhagensſchen Autographenſammlung befindet. Er erklärt dort ausdrücklich, daß „der p. Heyne . . . die Verhaftung zu erwarten hat, ſobald er den Preußiſchen Boden betritt“. Kann man da nun noch behaupten, daß „die weinerliche Erzählung von Heines Exil nichts weiter als eine öffentliche Lüge ſei, deren jeder gewiſſenhafte Hiſtoriker ſich ſchämen ſollte?“

Ich meine vielmehr, daß jeder gewiſſenhafte Hiſtoriker ſich nach ſolchen Beweiſen ſchämen müßte, den unglücklichen Dichter noch ferner nach dieſer Richtung hin zu beſchuldigen. Nur fanatiſcher Haß kann es begreiflich machen, daß ein Hiſtoriker von dem Range und der Bedeutung Treiſchkes den Mut hatte, ſchlankweg zu behaupten, ohne auch nur den Schatten eines Beweiſes dafür beizubringen, daß Heine in Frankreich naturalisiert geweſen ſei, entgegen der bündigen Erklärung des Dichters, die jeden Zweifel excluſiert. „Es war der närrische Hochmut des deutſchen Dichters, der mich davon abhielt, auch nur pro forma ein Franzoſe zu werden . . . denn welcher Schmach hätte ich mich nicht ausgeſetzt! Die Naturaliſation mag für andere Leute paſſen . . . es wäre für mich ein entſetzlich wahnsinniger Gedanke, wenn ich mir ſagen müßte, ich ſei ein deutſcher Poet und zugleich ein naturalizierter Franzoſe.“ Dieſe Erklärung, die an Deutlichkeit wohl nichts zu wünſchen übrig läßt, ſchrieb Heine im Jahre 1854 in ſeiner „Lutetia“, und wie aus den obenerwähnten und zum Teil publizierten Briefen hervorgeht, hat Heine ein Jahr ſpäter dieſe „Lutetia“, in der jene feierliche Erklärung abgedruckt war, an Thiers und Guizot zugleich geſchickt. Ganz Paris ſprach wochen-

lang von nichts anderem als von diesem Buche, und niemand erhob auch nur den leisesten Widerspruch gegen jene Behauptung. Mag nun jeder nach seiner Empfindung entscheiden, ob das noch historische Wissenschaft ist, wenn Treitschke einfach erklärt, er glaube nicht der Versicherung Heines, daß er niemals Franzose geworden sei!

Einundzwanzigstes Kapitel. Ein Besuch bei George Sand.

Indem ich daran gehe, einen Besuch bei George Sand zu schildern, den ich selbst nicht abgestattet, muß ich doch zuvor eines Besuches gedenken, den ich vor mehr als zwanzig Jahren bei Heinrich Laube in Wien gemacht habe. Der ursächliche Zusammenhang dieser beiden Visiten wird nicht allzuschwer zu erraten sein, wenn ich sofort hinzufüge, daß damals gerade der zweite Band von Laubes „Erinnerungen“ erschienen war und daß unser Gespräch naturgemäß sich um diese Erinnerungen drehte. Auf meine Bitte, einige dort nur kurz berührte Punkte, so namentlich das Verhältnis Heines zu den französischen Notabilitäten seiner Zeit, ausführlicher zu schildern, da diese Verhältnisse ebenso interessant als unbekannt seien, holte er aus einem Schubfach ein altes deutsches Zeitungsblatt hervor, das einen Besuch, den er mit Heine zusammen bei George Sand gemacht, schildert, und das er mit Randglossen verzierte, die ich mir, ebenso wie die wichtigsten Mitteilungen aus jenem heute vollständig unbekannten Aufsatze, genau aufgezeichnet habe.

Von diesem Besuch, den Laube in seinen „Erinnerungen“ mit ein paar Zeilen kurz abgefertigt hat, will ich hier ein weiteres erzählen, nachdem nun alle Hauptpersonen jener Visite die kühle Erde deckt. Laube war schon dreiviertel Jahr in Frankreich, ehe er sich an diesen Besuch wagte. Und zwar hatte er nach eigenem Geständnis der Sprache wegen so lange gezögert, deren völlige Beherrschung ihm überaus schwer wurde. Als er Heine einmal sein Leid klagte, bemerkte dieser: „Warten Sie, bis Sie von ihrer Reise in die Provinzen zurückgekehrt sind! Hier in Paris spricht man zu viel deutsch, um gut französisch zu lernen; in der Provinz hört man nicht überall das beste Französisch, aber man hört und spricht nur französisch, und vom besten Französisch kann überhaupt erst nach einigen Jahren die Rede sein — das ist wie Wein. Raum gelesen und gekostet ist er nur für den ersten Durst“.

Laube ließ sich dies gesagt sein und unternahm in der That zuerst seine Reise in die französischen Provinzen, die er bis Algier ausdehnte. Nach seiner Rückkehr — ich weiß nicht, ob er inzwischen das Französisch besser beherrscht hat — wollte er nun endlich George Sand, die damals auf dem Gipfel ihres litterarischen

Ruhmes stand, kennen lernen. Er fragte Heine: „Sind Sie mit Madame Dudevant genauer bekannt?“ „O ja!“ erwiderte dieser, „aber ich habe sie zwei Jahre lang nicht gesehen; vor zwei Jahren war ich oft bei ihr“. „Wird die Dame Ihnen diese Vernachlässigung nicht übel genommen haben und Sie jetzt kalt aufnehmen?“ fragte wiederum Laube. „Ich denke nicht; sie lebt ja auch in Paris und ihre Bücher lese ich doch alle“, lautete die Antwort Heines. Man weiß, wie hoch er George Sand als „den größten Dichter in Prosa, den die



George Sand.

Franzosen besitzen“, zu schätzen wußte. Aber auch ihre Schwächen suchte Heine als ein wahrer Freund zu verdecken. Auf die Frage Laubes: „Und wer ist jetzt ihr Kavaliere?“ gab Heine die folgende charakteristische Antwort: „Chopin, der Klaviervirtuos, ein liebenswürdiger Mann, dünn, schmal, vergeistigt wie ein deutscher Poet aus der Trosteinsamkeit“. „Virtuosen müssen ihr ganz besonders angenehm sein“, bemerkte Laube. „War nicht auch Liszt lange Zeit ihr Liebling?“ — Darauf Heine: „Sie sucht Gott, und er ist ja nirgends schneller zur Hand als in der Musik. Das ist so allgemein, das fordert keinen Widerspruch heraus, das ist niemals dumm, weil es niemals klug zu sein braucht, das ist alles, was man eben will und kann — das erlöst vom Geiste, der uns peinigt, ohne doch geistlos zu machen“. Nebenbei bemerkt, war auch Chopin ein guter Freund von Heine.

An einem sonnigen Wintertag des Jahres 1839 war es, daß die beiden deutschen Dichter die Fahrt zu der französischen Schriftstellerin unternahmen. Natürlich trafen sie sie nicht zu Hause und überlegten nun, wen sie von den nahewohnenden Schriftstellern überfallen sollten, Cistine, Balzac oder Jules Janin. Heine war eben bei allen beliebt; er galt ihnen fast als Franzose, und sie sprachen von ihm, wie wir etwa von Chamisso sprechen. Mancher weiß gar nicht, daß dieser aus Frankreich, jener aus Deutschland stammt. Allerdings haben wir aber ein größeres Recht, Chamisso für einen Deutschen, als jene, Heine für einen Franzosen zu erklären.

Am anderen Morgen wurde der Versuch wiederholt. Laube wollte nicht nach Deutschland zurückkehren, ohne das „litterarische Mannweib“ gesehen zu haben, von dem man sich in der Heimat so ungeheuerliche Geschichten erzählte. Diesmal trafen sie die Dichterin glücklich zu Hause. Allerdings lag sie — es war gegen 2 Uhr mittags — noch zu Bette. Aber sie ließ durch ihre Zofe melden, daß sie sofort aufstehen und die Herren empfangen werde.

Als wenn es gestern gewesen wäre, so erinnerte sich Laube noch nach mehr als vierzig langen Jahren jeder Einzelheit dieses Besuches; so schilderte er in seiner kurzen, aber treffenden Weise das Interieur der Wohnung, den Eindruck der Erscheinung von George Sand. Schon nach der ersten Begrüßung und Vorstellung war es ihm klar geworden, daß die Bezeichnung „Mannweib“ für diese Frau eine durchaus irreführende sei. Den besten Platz ihres Salons nahm das Bild ihres Sohnes ein, eines Knaben von etwa 12 bis 14 Jahren, „ein echter Van Dyk“, wie Laube sagte, „ein liebes Menschenantlitz“, wie George Sand freudestrahlend hinzufügte. Sie war ein echtes Weib im Leben wie in ihren Büchern, deren Hauptgedanken Laube in seiner knappen Art sehr richtig so zusammenfaßte: Sie ist von einem Drange verfolgt, der viel von einem Dämon hat, selten den Geist, sonst aber alle Schrecken und Reize des Dämons. Sie ist ferner von einem Drang nach Religion getrieben, der alles an ihr durchdringt — sie sehnt sich, sie schmachtet nach einem Gott, dem sie sich hingeben möchte!

Das Gespräch wurde zwischen den dreien natürlich französisch geführt. Und daß George Sand „das schönste Französisch“ sprach, diese Versicherung hätte uns Laube nicht erst zu geben brauchen. In einem eigentümlich geschnittenen, braunen Morgenmantel, den Kopf unbedeckt, das schwarze, volle Haar griechisch gescheitelt und in einen tief hinabgehenden Knoten geschlungen, also eigentlich ganz modern, — so erschien George Sand vor den beiden deutschen Dichtern. Inzwischen bereitete ihr Chopin die Chokolade am Kamin und sie trank sie, indem sie Heine, den sie immer „Mon cher cousin“ nannte, „mit heiterer Herzlichkeit“ begrüßte. „Er schien ihr sehr wert zu sein“, erzählt Laube. „Sie fuhr ihm mit der Hand über das Haar und schalt ihn äußerst unmutig, daß er sie so lange nicht aufgesucht habe.“

Von Schriftstellerei war zunächst nicht die Rede, wie denn überhaupt in französischen Litteraturkreisen derartige Themata nur sehr selten erörtert werden. Höchstens litterarische Anekdoten oder Honorarfragen werden in solchen Gesellschaften geduldet, sobald keiner der Anwesenden dadurch verletzt werden kann. Da aber Heine das große Wort führte, dessen humoristisches Stiefpferd doch nun einmal die Litteratur war und blieb, so fehlte es nicht an Scherzen, ironischen Bemerkungen und Malicen über bekannte Persönlichkeiten der französischen Gesellschaft. Mit mildem Ernst und mit seltener Klarheit antwortete George Sand auf alle Bemerkungen des deutschen Dichters. Dann nahm sie aus einem Etui Papiercigaretten und bot solche der Reihe nach an. Keiner von den Herren — die Gesellschaft hatte sich inzwischen vergrößert — rauchte. Auch Heine nicht. Endlich wandte sie sich an Laube: „Ach, Sie kommen aus Deutschland, Sie rauchen mit mir eine Cigarre?“

Von den neuhinzugekommenen Personen des Kreises nennt Laube nur den jungen Herzog von Larochefoucauld, Sophènes, denselben „Kavalier der Legitimität“, der ein eifriges Mitglied der sogenannten *Chambre introuvable* war und deren politische Grundsätze bis zu seinem Tode (1864) bewahrte. Mit einem kleinen schwarzen Hündchen erschien der junge Herzog, der sich übrigens recht schweigsam verhielt und nur den aufmerksamen Zuhörer spielte, in diesem Salon. Auch ein bekannter französischer Schauspieler, Pierre Vocage, hatte sich eingefunden, von dem aber gleichfalls nicht viel zu hören war. Auch dieser war ein guter Bekannter Heines. Desto mehr sprach aber sofort nach seinem Eintreten der letzte der Gäste, ein kleines, dürftiges, älteres Männchen, altmodisch in einen dunkelgrünen Rock gekleidet, in starkledernen Schuhen mit groben, grauen Strümpfen einhergehend: der berühmte Abbé Lamennais, der gefeierte Schriftsteller, der kurz vorher in seinen „*Paroles d'un croyant*“ die Revolution im erhabensten Bibelstil verherrlicht hatte, der nun mit Kirche und Monarchie in heftiger Fehde lebte und der wohl deshalb auch ein guter Freund von George Sand war, die den zunächst etwas schüchtern auftretenden Abbé freundlich und vertraut willkommen hieß.

Wie ein „stubenblasser deutscher Gelehrter“ erschien dieser berühmte Lamennais, von dem er sich eine so ganz andere Vorstellung gemacht, unserm Laube. „Er sah aus, als ob er von seiner bretonischen Meernebel-Einsamkeit eben gekommen wäre.“ Das Gespräch nahm aber nach dem Auftreten des schüchternen Abbé doch eine höhere Wendung und zog alsbald die wichtigsten Fragen der Religion und der Philosophie in seinen Kreis.

Auf diesen Gebieten war aber Heine erst recht zu Hause. Waren doch kaum fünf Jahre darüber hingegangen, seit er den Franzosen das schwere Schulgeheimnis der deutschen Philosophie ausgeplaudert hatte, die nun sein rechtes Element war, in dem er mit dem größten Behagen sich bewegte! Die Schlagworte „Spiri-

tualismus“ und „Sensualismus“ waren ihm damals wirklich so geläufig, wie zu anderen Zeiten Mustern, Champagner und schöne Frauen. Nur daß er diese Begriffe allerdings ganz anders faßte wie die französische Schulphilosophie, die durch diese die entgegengesetzten Ansichten über die Natur unserer Erkenntnisse ausdrückt. Er sah vielmehr in diesen zwei Worten zwei soziale Systeme, „wovon das eine, der Spiritualismus, auf dem Grundsatz basiert ist, daß man alle Ansprüche der Sinne verachten muß, um ausschließlich dem Geiste die Herrschaft zu gewähren, der, nach alleiniger Herrschaft strebend, die Materie zu zertreten, wenigstens zu fletieren sucht, während das andere System, der Sensualismus, die Rechte des Fleisches wieder in Anspruch nimmt, welche man weder vernichten soll noch kann“.

Wenn uns also Laube erzählt, daß Heine auch damals das Gespräch auf sein Schlagwort vom Sensualismus lenkte, so können wir uns die Wendung, die dasselbe nahm, schon aus seinem Buche „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ bequem konstruieren. Mit freiem dithyrambischen Schwung hat er sicherlich den gewaltigen, die ganze Weltgeschichte durchziehenden Kampf zwischen Spiritualismus und Sensualismus geschildert und mit poetischem Feuer den Sieg des letzteren Systems verherrlicht als einen Sieg der Freiheit und der Lust über die Knechtschaft des Dogmas und des Glaubens! Nun war auch Lamennais ohne Frage ein freier Geist, ein unabhängiger Denker. Zu den Konsequenzen der Theorie, die Heine aufstellte, konnte er sich aber von seinem Standpunkt aus doch unmöglich bekennen, ebensowenig wie wir etwa heute diesen Emanzipationstheorien unbedingt zustimmen würden. Heines Haß gegen das Christentum war ein ungerechter, einseitiger. Er sah in ihm nur die Quelle aller Uebel und Kämpfe; er verkannte aber in seiner einseitigen Negation die große weltgeschichtliche Kulturmission und den tiefen ethischen Lehrgehalt des Christentums. Auch da konnte ihm Lamennais natürlich nicht folgen, wie radikal auch sein theologischer Standpunkt war. Es wäre sicher zu einer heftigen Wortfehde gekommen, wenn sich nicht etwas Seltsames, Wunderbares zugetragen hätte, etwas so Seltsames, daß wir es kaum glauben würden, hätte es nicht ein glaubwürdiger Zeuge ausdrücklich berichtet.

Der feurige Abbé, der glänzende Prediger und Schriftsteller, war nämlich ganz ohnmächtig dem leichtsinnigen, aber geistvollen Poeten gegenüber, dem sonst die Gabe der Rede gänzlich versagt war. Wie geschickt auch George Sand, als die sorgsame Wirtin, einzulenken, zu vermitteln suchte, wie oft sie auch Heine über den Kopf und durch die Haare fuhr und ihn liebenswürdig „Wildfang“ titulierte, es half alles nichts. Je mehr Heine seine Position behauptete, desto mehr zog Lamennais sich zurück. Es war klar: „Er hatte die freche Neigung, Lamennais

aufzuziehen“. Um Laubes Vergnügen zu erhöhen, flüsterte er ihm leise ins Ohr: „Dieser sentimentale Pfaff war einmal nahe daran, Papst zu werden; hör' zu!“

Und dann rückte er mit immer schärferen Wendungen hervor. Es mochte ihm schmeicheln, einen so hohen Würdenträger der Kirche in die Enge treiben zu können. „Nie habe ich Heine so mächtig gesehen in gesellschaftlichem Verkehr. Oft sprach er sein Französisch, das er übrigens fein kultivierte, zähe und stoßend, hier floß es ihm wie die Welle des Sturzbaches von den Lippen, und er fand, ohne zu suchen, die schlagendsten Ausdrücke wie ein überlegener Franzose“. Und ein andermal ergänzt Laube seinen Bericht: „An jenem Morgen sprach er französisch, wie ich es nie wieder von ihm gehört: ein Beweis, wie sehr er Mensch der Stimmung war und wieviel Vorbereitetes zerstreut in ihm lag, was bei erhöhter Stimmung zu einer mächtigen Wirkung gesammelt werden konnte“.

Er, der allen Zeugnissen zufolge sonst selten in geschlossener Form sprach und noch seltener in systematischer Geschlossenheit seine Gedanken zu verteidigen pflegte, war in dieser Stunde ein ganz anderer. Er griff den bretagnischen Spiritualismus so schonungslos witzig an, daß die ganze Gesellschaft in Bewegung geriet.

Das Gespräch war inzwischen zu einem Dialog zwischen Heine und Lamennais geworden, zu einem förmlichen Rededuell, bei dem George Sand hin und wieder zwar zu intervenieren, abzulehnen suchte, ohne daß sie jedoch die heiteren Wendungen Heines ernsthaft hätte anhören können. Auch sie mußte lachen, wie alle übrigen. Sie war selbst nicht witzig, hatte aber doch ein feines Verständnis für die graziösen Wendungen des Humors bei Heine, die sie „als eine eigentümliche Kraft, welche ihr abging“, respektierte. Scharf zutreffend charakterisierte Laube die Stellung dieser drei bedeutenden Geister zu einander in folgenden Sätzen: „Zwischen Lamennais und der Sand gab es ein innerliches Bündnis religiösen Sinnes. Er übersah ihre sinnlichen Bedürfnisse, sie übersah seine kirchlichen Anknüpfungen und Wünsche. Das ehrliche, religiöse Herz war ihnen gemeinschaftlich, ihr beiderseitiges Verhältnis zu Heine war der freie Geist, welchen sie ihm beide zutrauten, und welchen Heine an jenem Morgen gegen Lamennais fast mißbrauchte — zu meinem Erstaunen mißbrauchen konnte, denn es gehörte dazu eine volle Beherrschung der französischen Sprache“.

Und doch lachte auch die Sand über Heines Sarkasmen. Selbst Lamennais lächelte, er lachte sogar zuweilen, aber „säuerlich, unerquicklich, wie einer, der kein freies Lachen besitzt“. Er ließ sich von dem unbequemen Weltkind sogar humoristische Anspielungen auf seinen abgelehnten Kardinalpurpur gefallen, die ihn sonst in Verlegenheit gebracht hätten. Vielleicht hatten ihn die Angriffe des Dichters außer Fassung gebracht, weil er gewohnt war, allein und ohne Widerrede zu sprechen. Deshalb zog er diesmal den kürzern, während Heine in eine immer

frischere Kampfesstimmung sich hineinredete, obwohl ihn die Sand immer wieder mit den Augen bat, er möchte doch endlich aufhören.

Alles sah gespannt auf Lamennais und erwartete eine schlagende Antwort auf jene geistreichen, feinen Nadelstiche. Vergebens. Der Mann, der mit der Glut und dem Feuer eines biblischen Propheten seine freien Ueberzeugungen in Wort und Schrift verteidigt hatte, war heute machtlos gegen den Dichter, mit dem er ja eigentlich die Grundidee des freien Denkens teilte. Freilich, Lamennais war fromm und ernst, Heine war leicht und frivol — damals wenigstens. Wenn Lamennais Heines „Geständnisse“ noch erlebt hätte, so wäre ihm der Triumph vergönnt gewesen, den Spötter auf seiner Seite und bei seinen Anschauungen zu sehen. Diesen Triumph erlebte er allerdings nicht mehr. Und auch aus jenem Wortgefecht ging er nicht als Sieger hervor. Zwar erwartete die ganze Gesellschaft gerade von dem redegewandten, leidenschaftlichen Manne einen bedeutenden Abschluß des Gesprächs. Auch Heine mag dies wohl gefürchtet haben. Es kam aber nicht. Vielmehr suchte Lamennais angelegentlich das Gespräch auf andere, weltlichere Themata abzulenken, wohin ihm schließlich die Gesellschaft schon aus Artigkeit folgen mußte.

Wenn man nun aber nach all dem Vorhergegangenen etwa wird behaupten wollen, Heine habe sich gegen die oberste gesellschaftliche Pflicht der Artigkeit eines Gastes gegen den anderen in jenem Kreise vergangen, so muß man doch zweierlei vorher bedenken: Erstens dürfen die Lebensgewohnheiten und Gesellschaften großer, erlauchter Geister nicht mit dem Maßstab der Alltäglichkeit gemessen werden, zweitens aber hatte Heine schon von jeher eine Antipathie gegen den freisinnigen Priester gehegt, der er einmal Ausdruck geben mußte. So war denn jenes Gespräch ja nicht etwa ein bloßes Wortgefecht: es war der Kampf zweier Weltanschauungen, die seit Jahrhunderten in heißem Ringen sich die Herrschaft streitig machen und die noch heute nicht sich versöhnt haben. Wer da glauben möchte, daß ich zu viel in jenes Gespräch hineininterpretiere, der wird gut daran thun, Heines Buch über Ludwig Börne an jenen Stellen durchzulesen, wo er mit leidenschaftlichem Eifer sich gegen Lamennais wendet, gegen die Verbindung der Demokratie mit dem Katholizismus auftritt und endlich zu Schlüssen gelangt, die nicht nur wahrhaft prophetischen Fernblick, sondern auch jenen echten Patriotismus verraten, den ihm seine Gegner bis auf diesen Tag noch abzusprechen geneigt sind. Ausgehend von Börne und Lamennais, kommt Heine zu der historischen Perspektive:

„Wir armen Deutschen, die wir leider keinen Spaß verstehen, wir haben das Fraternisieren des Republikanismus und des Katholizismus für baren Ernst genommen, und dieser Irrtum kann uns einst sehr teuer zu stehen kommen. Arme

deutsche Republikaner, die ihr Satan bannen wollt durch Beelzebub, ihr werdet, wenn euch solcher Exorzismus gelänge, erst recht aus dem Feuerregen in die Flammentraufe geraten! Wie gar manche deutsche Patrioten, um protestantische Regierungen zu befehlen, mit der katholischen Partei gemeinschaftliche Sache treiben, kann ich nicht begreifen. Man wird mir, dem die Preußen bekanntlich so viel Herzeleid bereiteten, man wird mir schwerlich eine blinde Sympathie für Borussia zuschreiben: ich darf daher freimütig gestehen, daß ich in dem Kampfe Preußens mit der katholischen Partei nur ersterem den Sieg wünsche...

Diese merkwürdigen Worte schrieb Heine im Jahre 1839, also vielleicht wenige Tage oder Wochen nach jenem Gespräch mit Lamennais. Ohne Zweifel, es gilt von Heine noch mehr wie von Börne, was er selbst von diesem behauptete: in der Seele dieses Mannes jauchzte und blutete eine rührende Vaterlandsliebe, die ihrer Natur nach verschämt, wie jede Liebe, sich gern unter knurrenden Scheltworten und nörgelndem Murrstimm versteckte, aber in unbewachter Stunde desto gewaltfamer hervorbrach!

Und eine solche „unbewachte Stunde“ war wohl auch die, in der er die protestantischen Ideen dem republikanischen Katholizismus gegenüber mit allen Waffen der Satire und des Geistes verteidigte. Insofern hat jener Besuch eine über das Persönliche hinausgehende allgemeine Bedeutung, und wir freuen uns, zu hören, was Laube berichtet: „Er herrschte bei diesem Lever wie ein Imperator des Geistes!“

Lamennais aber, dem vor allem daran liegen mochte, den Eindruck seiner Niederlage abzuschwächen, suchte durch verdoppelte Liebenswürdigkeit gegen jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft wieder das verlorene Terrain zu gewinnen. Schließlich wandte er sich auch an Heinrich Laube und fragte ihn nach den Kölner Wirren, die damals alle Welt beschäftigten, nach dem Posener Erzbischof Dunin und den kirchlichen Streitfragen in Deutschland. Er versicherte ihm, „daß er den Deutschen das beste in diesen Fragen zutraue, daß er die größte Hochachtung für die deutsche Wissenschaft und Bildung hege, daß er die deutsche Sprache gern verstehen und Deutschland gern kennen lernen möchte“. Eine edle Revanche des geistvollen Priesters, während Heine lächelnd zuhörte und seinem Freunde schließlich zuflüsterte: „Mehr können Sie doch unmöglich verlangen!“

Damit endete zur allgemeinen Zufriedenheit jenes Lever bei George Sand, bei der solche Symposien wohl nicht selten waren und die „ihr Better“ Heine später einmal spöttisch die Emancipatrice des Weibes nannte. Bei diesem Symposium hatte allerdings zum erstenmal vielleicht ein Deutscher in Paris das große Wort geführt und vielleicht auch zum erstenmal der Sensualismus den Spiritualismus, in der Debatte wenigstens, überwunden.

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Alfred de Musset.

Die Bekanntschaft zwischen Heine und Musset datiert aus dem Jahre 1832. Sie wurde durch die Fürstin Belgiojoso vermittelt, zu deren glühendsten Verehrern Musset gehörte. Auch bei Frau Karoline Jaubert, welche für Heine die „Kleine Fee“ und für Musset die „Frau Gevatterin“ war, trafen sich beide öfters. Ferner bei Buloz, dem Eigentümer der „Revue des deux mondes“, und namentlich bei George Sand. Sie scheinen aneinander Wohlgefallen gefunden zu haben. Heine schätzte die bis dahin erschienenen Dichtungen Mussets sehr hoch, wie aus den Erinnerungen der Frau Jaubert hervorgeht. So sagte Heine auf einem Balle im Jahre 1835, als er Alfred de Musset in einer Gruppe Tanzender bemerkte, zu der Gastgeberin: „Ich begreife die Pariser nicht; hört man sie von Poesie sprechen, so sollte man sie für außerordentliche Verehrer derselben halten, und hier sehe ich einen Dichter im wahrsten Sinne des Wortes, der ihnen schon durch seine Geburt angehört . . . trotzdem aber habe ich die Beobachtung gemacht, daß er in den besseren Gesellschaftskreisen ebenso unbekannt ist, wie es nur ein chinesischer Dichter sein könnte!“

Im folgenden Jahre fand die berühmte Reise von George Sand und Alfred de Musset nach Venedig statt. Nach ihrer traurigen Rückkehr spaltete sich die Pariser Schriftstellerwelt in zwei große Parteien, von denen die eine für die berühmte Schriftstellerin, die andere für den unglücklichen Poeten sich erhitzte. Heine scheint sich zur ersteren Partei geschlagen zu haben. Seine Verehrung für George Sand war, wie wir wissen, eine unwandelbare; er schätzte sie nicht nur als Schriftstellerin sehr hoch, auch ihr menschlicher Charakter war ihm sehr sympathisch. Alfred de Musset gegenüber hatte er mancherlei Bedenken. Ich will dabei unentschieden lassen, ob diese nicht im letzten Grunde auf persönlichen Mißverständnissen beruhten oder gar von der Eitelkeit diktiert waren. Es scheint, daß Alfred de Musset, der ihm anfangs sehr freundlich entgegengekommen war, Heine später wenig oder gar nicht beachtete. Zwar trafen sie sich hie und da in den bereits genannten Salons und auch bei der durch ihre „kolossale Schönheit“ berühmten Gräfin Kallergis, später als Frau v. Muchanoff die Freundin Richard Wagners; auch Karoline Jaubert war bemüht, die Beziehungen zwischen den Dichtern freundschaftlich zu gestalten; indes mochte dies den Frauen auf die Dauer wohl nicht gelungen sein. Bei aller Harmlosigkeit ihrer Beziehungen war es doch unausbleiblich, daß einmal dieser, ein nächstes Mal der andere sich in seiner dichterischen Würde oder in seiner menschlichen Unwiderstehlichkeit verletzt fühlte. Vom Jahre 1845 an scheint der Verkehr vollständig aufgehört zu haben. Musset ergab sich dem Trunk;

Heine war durch seine Lebensverhältnisse in einen bestimmten Kreis gebannt und später an das Krankenlager gefesselt. Etwas Bestimmtes über die Veranlassung des Abbruchs der persönlichen Beziehungen ist nicht bekannt. Man hätte glauben sollen, daß zwei Dichter, wie Heine und Musset, eine ganz eigentümliche Anziehungskraft auch im Leben hätten aufeinander ausüben müssen; wie man sieht, ist dies nicht der Fall gewesen.

Aber es ist von Interesse, zu beobachten, wie Heine sich Alfred de Musset gegenüber in seinen verschiedenen Lebensperioden stellt. In seinem Buche über „Shakespeares Mädchen und Frauen“ (1838) übt Heine eine Pflicht der Gerechtigkeit, indem er Alfred de Musset erwähnt, „welcher mit einigem Geschick die Shakespeareschen Komödien nachahmte und schon durch die Wahl seiner Muster eine seltene Empfänglichkeit für wahre Dichtkunst bekundete“. „Er hat vor etwa fünf Jahren“, so sagt Heine weiter, „einige kleine Dramen geschrieben, die, was den Bau und die Weise anbetrifft, ganz den Komödien des Shakespeare nachgebildet sind. Besonders hat er sich die *Caprice* (nicht den *Humor*), der in denselben herrscht, mit französischer Leidenschaft zu eigen gemacht. Auch an einiger, zwar sehr dünn-drächtiger, aber doch probekhaltiger Poesie fehlte es nicht in diesen hübschen Kleinigkeiten. Nur war zu bedauern, daß der damals jugendliche Verfasser, außer der französischen Uebersetzung des Shakespeare, auch die des Byron gelesen hatte und dadurch verleitet ward, im Kostüm des spleenigen Lords jene Uebersättigung und Lebenssattheit zu affektieren, die in jener Periode unter den jungen Leuten zu Paris Mode war. Die rosigsten Knäbchen, die gesündesten Gelbschnäbel behaupteten damals, ihre Genußfähigkeit sei erschöpft, sie erheuchelten eine greifbare Erlöstung des Gemüthes und gaben sich ein zerstörtes und gähnendes Aussehen. Seitdem ist freilich unser armer Monsieur Musset von seinem Irrthume zurückgekommen und spielt nicht mehr den Blase in seinen Dichtungen — aber ach! seine Dichtungen enthalten jetzt statt der simulierten Zerstörung die weit trostloseren Spuren eines wirklichen Verfalls seiner Leibes- und Seelenkräfte Ach! dieser Schriftsteller erinnert mich an jene künstlichen Ruinen, die man in den Schloßgärten des achtzehnten Jahrhunderts zu erbauen pflegte, an jene Spielereien einer kindischen Laune, die aber im Laufe der Zeit unser wehmütigstes Mitleid in Anspruch nehmen, wenn sie in allem Ernste verwittern und vermodern und in wahrhafte Ruinen sich verwandeln“.

Das ist ein hartes und sehr abfälliges Urtheil, aber man wird es begreifen, wenn man die Jahreszahl bedenkt und sich dabei die Urtheile anderer hervorragender französischer Kritiker über Alfred de Musset aus jener Zeit vergegenwärtigt. Keinesfalls wird man diesem Urtheil irgend ein persönliches Motiv unterschreiben dürfen, denn kaum drei Jahre später fällt Heine selbst ein ganz anderes Urtheil über den

französischen Poeten, der inzwischen auf dem Höhepunkt seines Talentes mit den vier Gedichten: „Les Nuits“ angelangt war. In seiner Monographie über George Sand schreibt Heine: „Lange Zeit war Alfred de Musset der Herzensfreund von George Sand. Sonderbarer Zufall, daß einst der größte Dichter in Prosa, den die Franzosen besitzen, und der größte ihrer jetzt lebenden Dichter in Versen (jedenfalls der größte nach Véranger) lange Zeit, in leidenschaftlicher Liebe füreinander entbrannt, ein lorbeergetröntes Paar bildeten. George Sand in Prosa



Alfred de Musset.

und Alfred de Musset in Versen überragen in der That den so gepriesenen Victor Hugo“. Im Originalmanuskript der „Lutetia“ lautet der obige Passus über Alfred de Musset womöglich noch günstiger wie folgt: „In der That, wie George Sand in Prosa alle andern schönwissenschaftlichen Autoren in Frankreich überragt, so ist Alfred de Musset dort der größte poète lyrique. Nach ihm kommt Véranger. Beider Nebenbuhler, Victor Hugo, der dritte große Lyriker der Franzosen, steht weit hinter jenen beiden ersten, deren Verse sich so schön durch Wahrheit, Harmonie und Grazie auszeichnen“. Heine stellte also Musset anfänglich über Véranger und konsequent über Victor Hugo, aber er ist bei diesem Urteil nicht geblieben. Seine Meinung über den Dichter änderte sich mit den Jahren und mit dem immer mehr

sinkenden Dichterruhm Mussets. In seinem Wintermärchen „Deutschland“ giebt er dem Sänger der Antwort auf das Rheinlied von Nikolaus Becker eine verdiente Lektion, indem er den Vater Rhein die Ankunft der Franzosen besingen läßt:

„Der Alfred de Musset, der Gassenbub',
Der kommt an ihrer Spitze
Vielleicht als Tambour, und trommelt mir vor
Mir' seine schönsten Witz.“

Noch härter war das Urteil Heines, als zwei Jahre später Alfred Meißner ihn zum erstenmale in Paris besuchte und ihm mitteilte, daß er einige Uebersetzungen Alfred de Mussets dem Dichter mit der Bitte eingeschickt habe, ihm auf der Bibliothek seine Aufwartung machen zu dürfen.

„So, so“, sagte Heine, „Sie haben Musset Ihre Uebersetzungen eingeschickt? Und wie dann, wenn er — er ist immer in Geldverlegenheit — die Hälfte des von Ihnen bezogenen Honorars beansprucht? Haben Sie das in Bereitschaft? Langt es zu einem Souper mit Damen bei den Frères Provençaux? . . . Das war ein unüberlegter Schritt! Eine Beziehung zwischen Musset und Ihnen ist gar nicht denkbar; er lebt das tolle und unnütze Leben vornehmer junger Gecken. Sie würden überdies nur eine Ruine sehen. Seine Produktion hat längst aufgehört; der Quell ist versiegt, und was da noch träufelt, ist nicht der Rede wert. Der vorfrüh geleerte Freudenbecher hat ihn körperlich ganz heruntergebracht, früh geschwächt, frühzeitig abgenutzt an Leib und Seele: er ist ein unerquicklicher Anblick.“

Meißner wurde natürlich ganz niedergeschlagen, als er Heine so sprechen hörte; er konnte sich nicht entschließen, an das Verlöschen einer Flamme zu glauben, deren Glanz ihn noch vor kurzem so entzückt hatte, und er bat Heine um weitere Mitteilungen über den Dichter.

„Mit Musset ist es seltsam zugegangen“, fuhr Heine fort, „und es wundern sich alle, die ihn sehen. Als er berühmt wurde und in die Mode kam, war er schon der Mensch nicht mehr, der jene Bücher geschrieben, und überhaupt kein Dichter mehr. Er hat drei Perioden gehabt. Zuerst eine wilde und kühne, dann metamorphosierte sich sein Talent und wurde graziös ruhig — er schrieb seine Proverbes, seine dramatischen Salonidyllen — jetzt steht er in seiner dritten Epoche und alles ist aus . . . Sie wollten ihm in seiner Bibliothek Ihre Aufwartung machen! Ich glaube nicht, daß er weiß, in welcher Straße die Bibliothek, der er vorsteht, gelegen ist! Die Stelle haben ihm die Orleans gegeben, weil er die Geburt des Grafen von Paris mit Versen begrüßt hat, in denen, nebenbei gesagt, eine sehr nüchterne Staatsweisheit in sogenannter gewählter Sprache vorgetragen wird. Es ist französische Poesie.“

Dasselbe absprechende Urteil fällt Heine damals auch über die kleinen Lustspiele Mussets, vornehmlich über die Komödie „Un Caprice“, in der sich die Handlung bekanntlich um eine Börse dreht. Heine sagte kurzweg: „Doch eine Börse darf nicht leer sein, man muß Geld darin sehen! Nun, diese Börse aber ist leer!“ Dabei konnte Heine, wie sich Meißner erinnert, sehr heftig werden, wenn man von dem Verhältnis George Sands zu Alfred de Musset sprach und ihrer Untreue allein die Schuld an dem Verfall Mussets zuschreiben wollte.

„Beim Himmel“, sagte er dann, „Musset war ein sauberer Romeo! Er verfiel in Venedig in eine Erschöpfungskrankheit. Lelia pflegte ihn Tag und Nacht, und als er wieder auf die Füße kam, zog er heim. Sie blieb zurück, ihre Geldmittel waren erschöpft. Sie sehnte sich nach ihren Kindern und hatte kein Reisegeld. Sie wohnte ärmlich, lebte von schlechter Kost und arbeitete vom Nachmittag bis zum Tagesanbruch. So sind „André“, „Indiana“, „Matteo“ entstanden, bis endlich Buloz genügende Summen schickte, daß sie ihre Schulden bezahlen und heimreisen konnte. Man lasse sich doch nicht durch die Maske des Unglücks täuschen, die der schlaffe und mit sich selbst unzufriedene Mann sich später vor das Gesicht gesteckt hat!“

Nachdem wir die Ansichten Heines über Alfred de Musset aus verschiedenen Lebensjahren kennen gelernt haben, wird es natürlich auch von Interesse sein, zu erfahren, wie Alfred de Musset über unsern deutschen Dichter gedacht hat. Leider sind wir darüber nicht so genau unterrichtet. Außer einigen brieflichen Äußerungen Mussets, so in einem Schreiben an seinen Bruder Paul vom Februar 1843, die aber sehr gleichgültig lauten und gar kein Urteil über die Stellung Mussets zu Heine gestatten, haben wir nur ein Zeugnis, welches aus den letzten Lebensjahren datiert, das aber, wenn es als vollgültig angenommen wird, unzweifelhaft von Wert und Bedeutung für das Verhältnis der beiden Dichter zu einander ist.

In einem interessanten Fragment, „Beim Glase Absynth“ betitelt, erzählt A. Mels in einem heute längst vergessenen Buche über seine erste Begegnung mit Alfred de Musset, auf den ihn Heinrich Heine zuerst aufmerksam gemacht hatte. Es ist begreiflich, daß der junge deutsche Schriftsteller an Musset die Frage richtete: „Was halten Sie von Heine?“

Die Antwort Mussets lautete: „Ich bin nicht fähig, den Dichter Heine zu beurteilen, denn ich verstehe kein Deutsch; doch muß ich gestehen, daß die Herzogin von Orleans, die ein sehr richtiges Urteil hat und selbst eine nicht unbedeutende deutsche Dichterin sein soll, mir gesagt hat, daß Heines lyrische Dichtungen einen unbeschreiblichen Reiz hätten. In der Uebersetzung seiner Werke kann ich also nur den Gedanken beurteilen, und wenn auch bei ihm, wie bei mir, das innerste Gefühl

manchmal in sarkastischen Tönen sich einen Weg aus dem Herzen bricht, so sind unsere Gedanken, unsere Gefühle, unsere Freuden und Leiden doch ganz verschiedener Art.“

„Also Sie haben gar keine Sympathie für Heine?“ fragte der junge deutsche Schriftsteller enttäuscht.

„Gar keine!“ antwortete Mussset kalt, „denn, wie ich Ihnen schon vorher sagte, ich kann den Reiz seiner Dichtung nicht fassen, da ich seine Sprache nicht verstehe. Seine Gedanken regen mich nicht einmal an — einige gute Witze, einige treffende beißende Bemerkungen, das ist alles! Doch die lese ich im »Charivari« und im »Figaro« ja auch!“ Da der junge Deutsche schwieg, fuhr Mussset fort: „So schlecht beurteilen Sie mich, daß Sie glauben, seine persönlichen Angriffe auf mich hätten mein Urteil über ihn so hart gestaltet! Gewiß nicht! — Und da Sie mich auf dieses Thema gebracht haben, so müssen Sie auch meine ganze Ansicht darüber hören. Ich kann die Gottlosen (impiés) nicht leiden; ein Mensch, welcher alles, was Glaube heißt, lachend von sich stößt, ist mein geborener Widersacher . . . Auch ich habe mein ganzes Leben lang gezweifelt . . . aber ich habe mit Zähneknirschen gezweifelt, nicht mit spöttischem Gelächter wie Ihr Landsmann. Ich habe mein Zweifeln an dem Glauben der Menge nicht als ein Privilegium, das die Natur meinem Geiste gegeben hat, sondern als eine furchtbare Gottesstrafe betrachtet. Ich habe dieser gräßlichen Seelentortur auf alle mögliche Art und Weise zu entfliehen gesucht, und wenn es mir nicht gelang, so habe ich doch das Verdienst, mein besseres Ich dem Koth des Materialismus entzogen zu haben — während diese Herren sich darin gefallen und eine jegliche Hand, die sich ihnen entgegenstreckt, hämißch zurückweisen!“

Es ist sehr bedauerlich, daß Alfred de Mussset nicht wenigstens Heines Prosaschriften aus den letzten Lebensjahren, insbesondere dessen „Geständnisse“ gekannt hat; auch selbst in der französischen Uebersetzung dieses Buches, welches ja in Paris ungewöhnliche Sensation erregte, hätte er gefunden, daß der markerstarrende Sarkasmus bei Heine ebenfalls nur ein Ringen nach dem Glauben der Kindheit war. Unzweifelhaft hätte er dann weiter erkannt, daß die Ähnlichkeit zwischen Heine und ihm selbst eine tiefere war, als er zu ahnen schien, daß sie sich nicht bloß darauf erstreckte, „das Pedantische der Form zu verachten und sich über die Vorurteile der klassisch-gebildeten Menge kühn hinwegzusetzen“.

Heine und Mussset gingen beide von Byron aus. Sie schöpften aus einer Quelle, und ihre Skepsis, ihre weltverachtende Ironie, ihr tiefer Weltsehmerz, ihr hellenischer Sensualismus und ihre innige Sehnsucht nach dem verlorenen Eiland des Kinderglaubens und der Jugendliebe nötigen uns gewissermaßen von selbst eine Parallele zwischen diesen beiden Dichtern auf.

Gewiß war von den beiden Dichtern Heine das größere, kräftigere und umfassendere Talent, der sich ohne allzugroße Ueberhebung der Betterschaft mit dem Genius Lord Byrons rühmen durfte; in der dramatischen und novellistischen Kunstform war ihm Alfred de Musset weit überlegen. Karl Frenzel führt die Parallele zwischen beiden Dichtern in seiner feinen, Licht und Schatten gleich verteilenden Weise fort, indem er sein Urteil in folgende Sätze zusammenfaßt:

„Daß Heines Lyrik uns ungleich schlichter, natürlicher und volkstümlicher anmutet als die Mussets, ist nicht das ausschließliche Verdienst des Dichters; es ist unsere Volksart, die sich darin offenbart, wie in Goethes und Uhlands Liedern. Die französische Lyrik hat dagegen die Getragenheit, die Hofschleppe und den Rothernengang bevorzugt. Gleichsam um sich von dem Straßenliede und den Couplets des Baudeville zu unterscheiden. Seit Malherbe und Boileau sind die Billon und Béranger die Ausnahmen in ihr. Auch Mussets Ruhm beruht wie der André Chéniers mehr auf der Kunst als auf dem Naturlaut seiner Poesie. Er ist nicht ganz arm an einfachen, melodischen Liedern, die sich mühelos dem Gedächtnis einprägen und sich jedem, auch wenn er nicht zu den litterarisch Gebildeten gehört, ins Herz und auf die Lippen schmeicheln; allein ein Lied wie Heines »Ich weiß nicht, was soll es bedeuten«, das zum Allgemeingut des Volkes geworden, könnte ich nicht von ihm nennen. Der Schwung und der Schimmer seiner Verse, die Jugendlichkeit und die Melancholie ihres Inhalts haben auf die gebildete Jugend Frankreichs, das Quartier latin und die Salons der vornehmen Gesellschaft ein Menschenalter lang, von 1830 bis 1870, ihren Einfluß ausgeübt. Lebhafter und tiefer als Lamartine und Victor Hugo. Wir haben alle seine Gedichte auswendig gekannt, hat Taine von ihm gesagt. Ein Beweis, wie vollendet Alfred de Musset das aussprach, was alle empfanden, wie die Wunde seines Herzens schwächer oder stärker bei allen blutete. Er war eine typische, keine genialische Erscheinung. Zu seinem Unglück überlebte er seine Jugend, seine Liebe und sein Talent. Die geheime Furcht, die er vor seinem dreißigsten Jahre hatte, war nur zu gut begründet. Um seine Dichtung und sein Leben in Einklang zu bringen, hätte er damals sterben sollen. Von André Chénier empfangen wir aus der Lektüre seiner Dichtungen die Vorstellung, als habe er noch Reiferes und Größeres schaffen können, wenn das Beil der Guillotine seinem Leben und seinem Dichten nicht vorzeitig ein Ende gemacht. Musset hat siebenzehn Jahre zu lang gelebt, um seine Ohnmacht sich selbst zur Qual über die Boulevards zu schleppen. Lord Byron ist als Held, Heine als Märtyrer gestorben, Musset ist verkommen. In seiner Matrazengruft hat Heine alle seine Verschuldungen im puritanischen Sinne gebüßt und im ästhetischen wieder gut gemacht. Der sterbende Mann erhebt sich wieder auf jene Höhe des Parnasses, auf der einst der Jüngling gestanden, und von

Wohllaut, wie die Leier Apollos, klingt die Seele des gelähmten, mit Wunden und Schwären bedeckten Lazarus."

Paul Lindau hat in seinem interessanten Buche über Alfred de Musset an einem besonders eklatanten Beispiele die Ähnlichkeit zwischen beiden Dichtern nachgewiesen, und zwar an dem Gedicht „Mardoche“, das aus dem Jahre 1829 stammt.

In diesem Gedicht, an dem die liebenswürdige Frivolität, die Schalkhaftigkeit, der Witz, aber auch die wahrhaft dichterische Anschaulichkeit und die überraschende poetische Kraft gerühmt werden, findet sich folgende Stelle: „Man kann ein Rendezvous, einen Glücksfall, einen Gewissensbiß, die Stunde, in der man geboren ist, das Geld, was man geliehen hat, ja, man kann sein Weib vergessen, seine Freunde, seinen Hund, sein Vaterland; es mag sogar vorkommen, daß ein Greis seinen Namen vergißt; aber kein Mensch, er mag noch so wahnwitzig, noch so hinfällig sein, er mag den Verstand verlieren und den Geist aufgeben — kein Mensch wird je vergessen die Stimme des ersten Weibes, das ihm ganz leise die so süßen geheimnisvollen Worte zugerant: „Mein teurer Freund, ich liebe Sie“.

„..... la voix de la première femme
Qui leur a dit tout bas ces quatre mots si doux
Et si mystérieux: My dear child, I love you.“

Wer erkennt in diesem Gedichte nicht ein vollkommenes Seitenstück zu den bekannten aus dem Jahre 1824 stammenden Versen von Heine:

Jahre kommen und gehen,	Noch einmal möcht' ich Dich sehen
Geschlechter steigen ins Grab;	Und sinken vor Dir aufs Knie
Doch nimmer vergeht die Liebe,	Und sterbend zu Dir sprechen:
Die ich im Herzen hab'.	Madam, ich liebe Sie!

Man sage nicht, daß dies bloß eine äußere Ähnlichkeit, ein zufälliges Zusammentreffen sei; die Grundstimmung, aus der die Dissonanz bei beiden Dichtern hervorgeht, ist dieselbe: es ist die Klage über die unglückliche Liebe, über die Vergänglichkeit und Eitelkeit alles Irdischen, der Weltschmerz, den Heine wie Alfred de Musset in poetischer Form gleichmäßig verkündigen.

Es ist charakteristisch für das Verhältnis der beiden Dichter zu einander, daß Heine in seinen letzten Lebensjahren mit Alfred de Musset, seinem Schicksal und seinen Gedichten sich oft und viel beschäftigt hat. So ließ er sich einmal von einem jungen deutschen Dichter eins der bedeutendsten und schauerlichsten Gedichte von Musset vorlesen, das Poëm: „Les vœux stériles“, welches an alle Poeten gerichtet ist und ihnen verkündet, daß die große Menge sie und ihre heiligsten Gefühle stets verkennen werde, weil sie nur an „brutale Thatfachen“, an „fließendes Blut“ glaube, dagegen aber alle „tiefen, verzehrenden Seelenschmerzen“ als poetische Erfindung verspötte. Als der junge Poet mit dem Vorlesen zu Ende war,

ermahnte ihn Heine, dies Gedicht so oft als möglich zu lesen, und dann fuhr er fort: „Wenn Sie ein Dichter sind oder Anlagen dazu haben, was ich fast befürchte, dann lesen Sie es täglich morgens, mittags und abends, lernen Sie es auswendig und lehren Sie es Ihren Kindern; beinahe möchte ich Ihnen sagen, wie die Juden in ihren Gebeten: schreiben Sie es an die Pfosten Ihres Hauses und binden Sie es vor Ihre Stirne“.

„Und wenn das alles nicht hilft?“ fragte der junge Poet schüchtern.

„Ja, dann“, erwiderte der kranke Dichter sehr ernst, „wenn es geschrieben steht.... dann kann kein Musset helfen, dann, mein lieber Landsmann, kann ich Ihnen nur raten, die Märtyrerkrone mit Würde zu tragen und — Ihr Geld keinem Schwindler anzuvertrauen!“

Sogar bis über den Tod hinaus erstreckte sich die Aehnlichkeit zwischen Heine und Musset. Heine starb im Februar 1856 und Musset im Mai 1857, und Jules Janin gab in seinem Nachruf auf den französischen Dichter der Stimmung über beide Poeten beredten Ausdruck in folgenden Worten:

„Bei uns starb der größte Dichter Deutschlands, der wegen seines Mutes und der Feinheit seines Geistes am meisten gefürchtet wurde — starb Heinrich Heine nach jahrelangen schmerzvollen Leiden mit einem Lächeln auf den Lippen und mit dem Weh im Herzen, und nur ein winziges Häuflein vortrefflicher Männer, die sich seinem Genius dankbar zeigen und sich all der schönen Stunden erinnern, die sie dem Dichter verdanken, begleiten den Unglücklichen zu seiner letzten irdischen Ruhestätte, und sein Tod macht weniger Lärm als die neue Posse, die man am Abend vor seinem Begräbnis aufgeführt und die man schon am Tage nach demselben wieder beiseite gesetzt hat.

Bei uns erlischt langsam Alfred de Musset. Der große Dichter verzehrt sich bei kleinem Feuer und überläßt dem ersten Besten die reizende Kunst der Jugend, zu gefallen der Liebe, der Anmut, den Maien, den bestrickenden Leidenschaften — die Kunst, die Sprache mit frischen Blumengewinden zu schmücken.... Und dieselben jungen Leute, die im Monat Mai Alfred de Mussets Lieder ihren Geliebten vorsingen, haben es nicht der Mühe wert gehalten, bei seinem Leichenbegängnis zu erscheinen. Die unbarmherzigen Greise können es dem anmutigen Dichter nicht vergeben, daß er so jung gewesen ist und daß er sie an ihren weißen Bärten gezupft hat. Und sogar die Frauen, die ihn so sehr liebten wegen seiner artigen Lieder.... sie haben nicht die Zeit gefunden, ihren Dichter zu beweinen! Sie waren von dem eben erschienenen Roman in Anspruch genommen, von dem Lustspiel oder Drama, das nächstens aufgeführt werden soll.... »Alfred de Musset?.... Wer war das doch?« Es scheint diesen Damen, als ob sie den jungen Menschen schon irgendwo gesehen hätten, sie erinnern sich nur nicht mehr genau, wo? »Herr

de Musset? War das nicht der schwächliche, blonde Herr, der uns kaum mit dem Blick gestreift und der oft den Salon verlassen hat, ohne nur ein Wort mit uns zu wechseln? — So leicht vergeßt ihr diesen, wie ihr den andern Dichter, der vor ihm starb, vergessen habt! Wenn er in der That ein großer Dichter gewesen ist, nun, dann werden unsere Nachkommen die alte Schuld sühnen, dann wird man wieder von ihm sprechen in hundert Jahren!“

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Ein Gespräch.

Man braucht wahrhaftig keine Leonore von Este zu sein, um freudig zuzuhören, wenn kluge Männer sprechen. Auch wird es wohl wenige geben, die nicht gern ein Gespräch zwischen zwei so geistreichen Menschen, wie Heinrich Heine und Alexander Dumas es waren, mit anhören möchten. Jeder hört ja

„gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menschen Brust,
So freudig und so fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippen spielen.“

Ich bin in der angenehmen Lage, ein solches, gewissermaßen posthumes Gespräch zwischen den beiden Genannten mittheilen zu können.

Es war im Jahre 1854. Alexander Dumas gab damals seine Wochenschrift „Le Mousquetaire“ heraus und sein Pariser Chroniqueur, der noch lebende Philippe Audebrand, brachte eines Tages die interessante Mittheilung, daß der deutsche Dichter Heine soeben eine neue Dichtung „Der Myrtenzweig“ verfaßt habe. Welcher Spatzvogel ihm diese Ente aufgebunden, ist nicht bekannt; genug, der „Mousquetaire“ brachte in seiner letzten Märznummer vom Jahre 1854 die betreffende Notiz. Heine setzte sich nun sofort hin, um in einem langen und sehr hübschen Briefe diese Nachricht zu dementieren, und Dumas hatte wiederum nichts Eiligeres zu thun, als diesen Brief in seiner Wochenschrift abzu drucken, und zwar mit sehr anmutigen Zwischenbemerkungen, die so den vollen Eindruck eines Gespräches oder vielmehr den einer allerliebsten Causerie zwischen den beiden Dichtern hervorbringen.

Bisher war nur der Brief Heines bekannt. Erst durch die kürzlich erschienenen Memoiren von Philippe Audebrand ist der zweite Teil dieser brieflichen Unterhaltung, nämlich die Antwort von Dumas, weiteren Kreisen zugänglich geworden. Ich habe es nun im folgenden versucht, das Briefgespräch im Deutschen wiederzugeben:

Heine: Mein teurer Dumas! Die Chronik Ihres Journals annouciert, daß ich in diesem Augenblicke ein neues Gedicht veröffentliche, dessen Titel, „Der Myrtenzweig“, sie sogar angiebt; das ist eine falsche Nachricht.

Dumas: Das setzt mich keineswegs in Erstaunen, lieber Freund. Philippe Audébrand, der Chroniqueur des „Mousquetaire“, hat ohne Zweifel nichts zu berichten gehabt. Er fand unter seiner Feder . . . einen Millionär, der ihm eine Million gab.

Heine: Ich habe nie ein Poëm geschrieben, welches irgend eine Beziehung zu diesem Titel haben könnte, und ich bitte Sie, mein teurer Freund, diese Richtigstellung in Ihrem Blatte zu bringen.

Dumas: Das soll geschehen.

Heine: Ich würde gar nicht böse sein, wenn Sie die Gewogenheit hätten, zu gleicher Zeit Ihren Lesern mitzuteilen, daß ich binnen kurzem eine vollständige Ausgabe meiner, teils von mir selbst, teils von befreundeten Mitarbeitern aus dem Deutschen übersetzten Gedichte werde erscheinen lassen.

Dumas: Wenn Sie die Güte hätten, mir die Korrekturbogen zu senden, so will ich gern darüber berichten.

Heine: Geben Sie aber dieser Mitteilung nicht den Charakter einer Reklame, da sie einzig und allein den Zweck verfolgt, meine armen Poesieen in sichere Zuflucht zu bringen vor dem verhängnisvollen Eifer gewisser industrieller Schriftsteller, welche als Uebersetzer meiner Verse auftreten wollen, ohne hierfür auch nur die geringste Berechtigung von mir selbst oder von meinem berühmten Vater Phöbus Apollo zu haben. Nach einem solchen Avertissement wird jeder spätere Versuch einer Einmischung in meine Autorrechte nicht allein eine Dünkelhaftigkeit, sondern auch eine Illoyalität sein.

Dumas: Ach, mein lieber, guter Heine, wenn alle doch so vorsichtig gewesen wären, wie Sie und wie ich es selbst seiner Zeit sein werde, so hätten wir, meiner Meinung nach, nicht so viel hinterlassene Getränke hinuntergeschluckt, bei denen die Lebenden das Gesicht verziehen, und welche die gleiche Wirkung bei den Toten haben würden, wenn sie das unter ihrem Namen Veröffentlichte lesen könnten.

Heine: Vor ein paar Wochen sprachen Sie in Ihrem Journal die Absicht aus, mich bald besuchen zu wollen. Das war ein guter Gedanke. Aber ich komme Ihnen mit der Mitteilung zuvor, daß es, wenn Sie mit Ihrem Besuche noch lange zögern, wohl passieren könnte, daß Sie mich in meiner jetzigen Wohnung, Rue d'Amsterdam Nr. 50, nicht mehr anträfen, sondern daß ich schon in eine andere Wohnung gezogen wäre, die mir selbst so unbekannt ist, daß ich nicht einmal für den Fall, daß etliche saumselige Freunde wie Sie dort nach mir fragen sollten, dem Portier meine neue Adresse hinterlassen könnte. Ich mache mir keine großen Ideen über meine zukünftige Residenz. Ich weiß nur, daß man in dieselbe durch ein dunkles und übelriechendes Couloir geht, und daß schon dieser

Eintritt mir von vornherein mißfällt. Auch meine Frau weint, wenn ich von dieser Wohnungsänderung spreche.

Dumas: Wahrlich! Diese Wohnungsveränderung muß jeder von uns durchmachen, wenn die Reihe an ihn kommt.

Heine: Madame Heine hat all die Liebenswürdigkeiten, welche Sie uns vor zwölf Jahren oder noch früher so reichlich erwiesen haben, in gutem Angedenken.

Dumas (zu seinen Abonnenten): Daran, meine lieben Leser, dürfen Sie nicht zweifeln, daß man einen Freund liebt, daß man einen Dichter bewundert, selbst wenn man ihn während zwölf Jahren nicht gesehen hat. Wie das möglich ist? Sehr einfach! Mein Geist hat mit dem seinigen in Verbindung gestanden, die Bücher haben mir den Autor ersetzt. Ach, so ist es nun einmal bei uns armen Sklaven der Litteratur. Jeder von uns trägt seine Kette, und die Kette eines jeden hat eine bestimmte Länge. — Morgen, lieber Heine, werde ich meine Kette von der Rue Lafitte bis zur Rue d'Amsterdam ausdehnen.

Heine: Seit sechs Jahren liege ich zu Bette. Auf dem Höhepunkte meiner Krankheit, wenn ich die größten Qualen erduldet, las mir meine Frau Ihre Romane vor, und das war das einzige, was im Stande war, mich meine Schmerzen vergessen zu lassen.

Dumas: Herzlichsten Dank, teurer Freund!

Heine: Ich habe sie auch alle verschlungen, und während des Vorlesens rief ich gar oft aus: „Welch ein begabter Dichter ist dieser große Knabe, genannt Alexander Dumas!“

Dumas: Armer Freund! Seit den zwölf Jahren, in denen Sie mich nicht gesehen, ist aus dem großen Knaben ein grauer Knabe geworden, aber er liebt Sie und wird Sie immer lieben, welche Veränderung auch mit ihm vorgehen mag.

Heine: Sicherlich, nach Don Miguel Cervantes und Madame Schariar, weniger bekannt unter dem Namen der Sultanin Scheherezade, sind Sie der amüsanteste Erzähler, den ich kenne.

Dumas: Was sagen die Minister Napoleons III. dazu, welche meine Bücher nicht zirkulieren lassen wollten?!

Heine: Welche unglaubliche Leichtigkeit! Welche Ungezwungenheit! Und was für ein guter Kerl Sie sind! In der That, ich kenne nur einen Fehler an Ihnen: das ist die Bescheidenheit.

Dumas: Uff! Mein lieber Heine, in welches Wespennest stechen Sie da, und wie wollen Sie sich daraus befreien?

Heine: Sie sind zu bescheiden, weiß Gott! Diejenigen, welche Sie der Eitelkeit und Prahlerei beschuldigen, können die Größe Ihres Talentes nicht ermessen. Sie sehen nur die Eitelkeit. Ich aber behaupte, so groß die Ihre auch sei und so

Seine: . . . Ihres Talentes erreichen. Streuen Sie sich Weihrauch so viel Sie wollen, überhäufen Sie sich mit hyperbolischen Lobsprüchen, geben Sie sich ganz dieser Herzensfreude hin, und ich traue Ihnen von vornherein nicht zu, daß Sie sich so stark, wie Sie es verdienen, loben werden für Ihre wunderbaren Schöpfungen.

Heine: Ihre wunderbaren Schöpfungen! „Ja, das ist wirklich wahr!“ ruft Madame Heine aus, die das Diktat dieses Briefes mit anhört, und auch der Papagei, den sie auf ihrer Hand hält, strengt sich an und schreit: „Ja, ja, ja, ja, ja.“ Sie sehen, teurer Freund, daß bei uns alles darin einig ist, Sie zu bewundern.

Vierundzwanzigstes Kapitel. Von der Matrazengruft.

Es sind nun gerade fünfzig Jahre her, daß in das Krankenzimmer Heinrich Heines auf der vielberufenen Matrazengruft in der Rue d'Amsterdam zwei Männer eintraten, von denen jeder Sachkundige den älteren sofort als einen deutschen Professor erkannt hätte, während der jüngere den Eindruck eines Scholaren machte. In der That war der eine der Professor der Philosophie an der Universität zu Tübingen Immanuel Hermann v. Fichte, der Sohn seines großen Vaters, und der andere wiederum dessen Enkel, ein junger Arzt, der später allerdings auf dem Gebiete des Militär-Sanitätswesens zu ansehnlicher Bedeutung gelangen sollte, Eduard v. Fichte, der vor einigen Jahren als Generalarzt im württem-

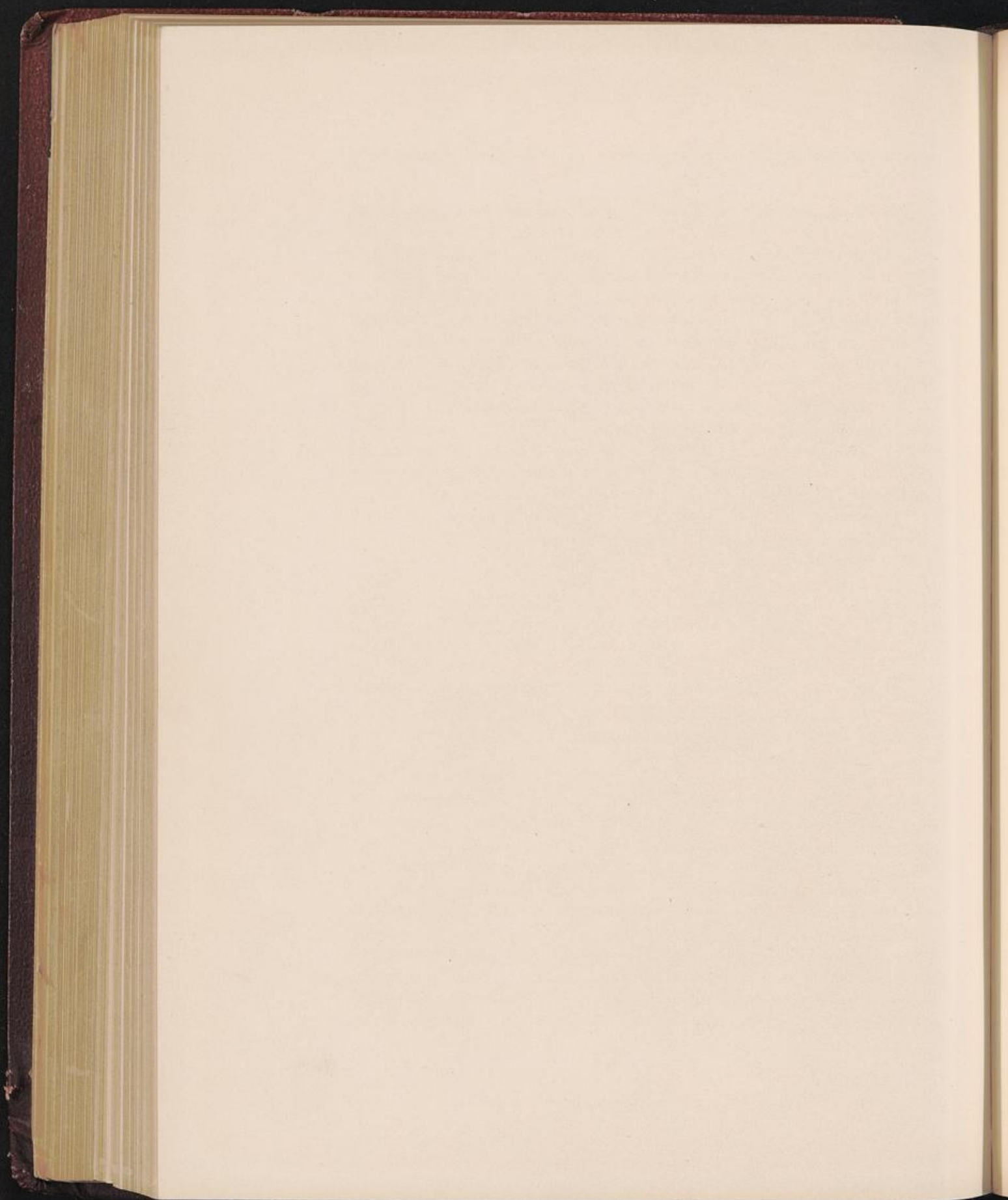


Larig den 27 July 1851

Trübe Stunden sind vergangen —
 In dem Weltsturm läuft gefühlig
 Auf und ab sein und fer die Seele —
 Was er will das weiß kein Wahn
 Heine's Heine.

Heinrich Heine.

Gezeichnet von E. B. Rieh 1851.



bergischen Kriegsministerium gestorben ist. Ueber diesen Besuch ist bisher so gut wie gar nichts bekannt geworden. In den Biographien des Dichters wird er überhaupt nicht berührt; nur in meinem Buche: „Heinrich Heine und seine Zeitgenossen“ habe ich die Sache kurz erwähnt und zwei Briefe veröffentlicht, die mir Dr. Eduard v. Fichte mitzuteilen die Güte hatte. Und doch ist das Gespräch zwischen Heine und dem Philosophen, der bekanntlich den ethischen Theismus der nachantischen Philosophie begründet und ausgebildet hat, ein so interessantes und merkwürdiges, daß es zur Erkenntnis dieses Dichtergeistes und seiner religiösen Physiognomie in den letzten Lebensjahren geradezu wichtig erscheint. Es dreht sich fast ausschließlich um philosophische und religiöse Fragen, um die individuelle Fortdauer nach dem Tode, um Geister und Seelen, um die Frage der Präexistenz und schließlich in natürlicher Folge um das Dasein Gottes. Die ganze Unterhaltung ist schon vor vierzig Jahren, aber unvollständig, abgedruckt worden. Es erscheint deshalb außerdem als ein Akt der Pietät, sie weiteren Kreisen bekannt zu machen, und zwar mit den Verbesserungen und Zusätzen, die ich ebenso wie die obenerwähnten Briefe dem Sohne des schwäbischen Philosophen verdanke.

Mit dem Bekenntnis, daß er ein glühender Verehrer des deutschen Dichters sei, trat dieser an das Krankenlager Heines. Er versuchte ihm zu schildern, mit welchem Beifall alles, was Heine geschrieben, im deutschen Vaterlande aufgenommen werde. Das Bewußtsein, die Herzen seines Volkes gewonnen zu haben, müsse ihm reichlich ersetzen, was ein neidisches Geschick ihm an leiblichen Gaben versage. Allein hier zeigte sich Heine als Philosoph; gar wenig Wert legte er auf jenen Beifall. „Was der schaffende Geist in ihn lege, das muß er gestalten und wieder ausströmen auf seine Weise. Das Wirken des Dichters wird nicht durch Beifall bestimmt, noch durch Ruhm belohnt, sondern bestimmt durch inneren Drang, belohnt durch innere Befriedigung — die größte Eitelkeit sei, dem Nachruhm nachzujagen. Aus diesem Grunde schreibe er auch an keiner Selbstbiographie. Er habe außerordentlich viel Geschriebenes daliegen, dessen Schicksal er nicht vorausbestimmen kann. Schon vieles habe er mit großer Mühe ausgesucht und dem Feuertode übergeben, damit es nicht in die Hände Unberufener falle, und auch um sich selbst der Versuchung zu überheben, in die er doch noch einmal geraten könnte, dasselbe zu veröffentlichen. Das wolle er jedoch nicht aus dem Grunde so ängstlich verhindern, weil seine Ansichten sich geändert — er sei sich immer treu geblieben! —, wohl aber hätte sein Urteil über Personen und Verhältnisse mannigfache Berichtigungen erfahren.“

Das Gespräch, welches sich anfangs etwas langsam und schleppend entwickelte, wurde schließlich immer lebhafter und interessanter. Ueber den damaligen Zustand der Politik mochte Heine mit seinem Besuche nicht sprechen; die Tagesinteressen waren ihm auf seinem Krankenlager fremd geworden, dagegen regte ihn die

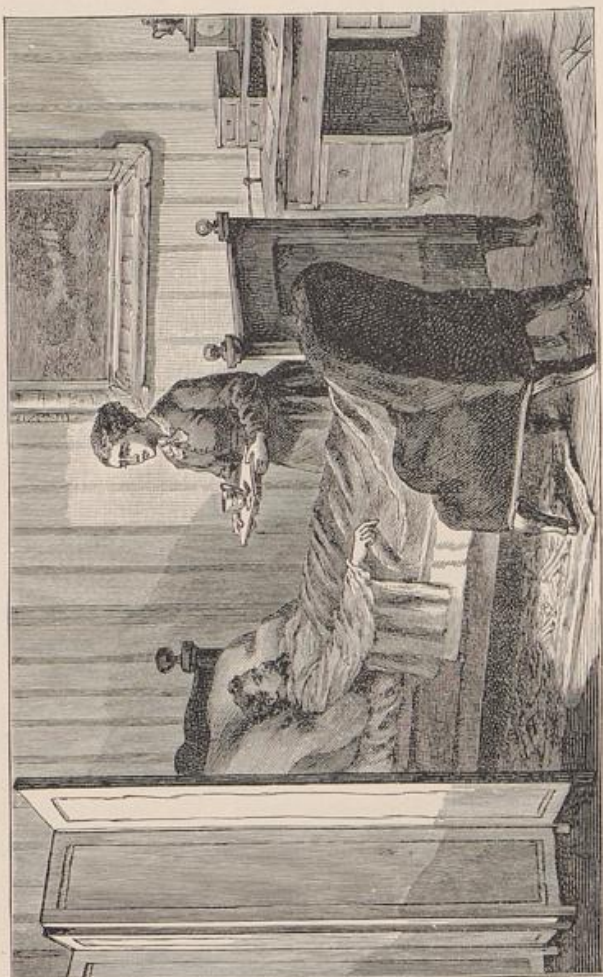
Erinnerung an die sozialistischen Philosophen Pierre Leroux und Proudhon an, mit deren System er sich ja viel beschäftigt hatte; allein er setzte keine Hoffnungen auf den Erfolg ihrer Lehren, denn sein Urtheil lautete ungefähr dahin, „daß ihre Seite der Ausbildung der sozialistischen Idee zwar dem damaligen inhaltslos hin- und herschwankenden französischen Republikanismus gegenüber einen der welt-historischen Ideenentwicklung entsprechenden Fortschritt enthalte, der aber durch seine praktische Unausführbarkeit und Verwerflichkeit in letzter Konsequenz das Schicksal des europäischen Republikanismus voraus verkündige“.

Seine kam nun auf sein Verhältnis zu den deutschen Demagogen zu sprechen: „Als ich, durchdrungen von deutsch-demokratischen burschenschaftlichen Ideen, nach Frankreich kam, lernte ich den Saint-Simonismus kennen, der mich bald von jenen hohlen, unpraktischen Träumereien heilte; mitleidig schaute ich nun von dem gewonnenen erhabenen Standpunkte auf das Treiben dieser Leute herab; wir verstanden uns nicht mehr, und ich zog mich von ihnen zurück; allein dies hat mir viele Feindschaften zugezogen. Die Demagogen von Deutschland haben damals die Sitte gehabt, sich an mich zu wenden, indem sie voraussetzten, daß ich mit ihnen durch dick und dünn gehen werde. Als ich mich darauf nicht einlassen konnte, wurde ich mit unendlicher Feindschaft und Verleumdung verfolgt“.

Die beiden Besucher lenkten das Gespräch von diesem unerquicklichen Gegenstand bald ab, und man kam nun auf den wissenschaftlichen Bildungsstand der Franzosen zu sprechen. Heine that eine Aeußerung, die sie natürlich als eine Selbstüberhebung auffaßten, die aber darum doch nicht weniger berechtigt erscheint. Er sagte nämlich: „Die Franzosen wußten und wissen nicht viel von deutscher Philosophie, auch Cousin hat sich hierüber getäuscht. Das meiste haben die Franzosen durch mich kennen gelernt, und das Eigentümliche dabei ist die durchaus praktische Richtung, welche jeder Gedanke der deutschen Philosophie angenommen hat, sobald er auf französischen Boden verpflanzt wurde“.

Die interessanteste Wendung des Gespräches entsprang aus der ziemlich plötzlich und unvermittelt aufgeworfenen Frage Heines: „Sagen Sie mir doch ganz offen Ihre Ueberzeugung, ob es eine persönliche Fortdauer nach dem Tode giebt oder nicht; sind wir unsterblich oder nicht? Diese Frage beschäftigt mich, seit ich auf dem Siechenbett mich befinde, immer ernstlicher und beunruhigender“.

Immanuel Hermann Fichte, auf den Schleiermacher einen wesentlichen Einfluß geübt, glaubte, wie jeder weiß, der seine „Spekulative Theologie“ kennt, an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode, und er gab dieser Ueberzeugung auch am Krankenbette Heines bestimmten Ausdruck. Doch schien ihm die Zeit zu kurz, um den philosophischen Beweis dafür ausführlich zu erbringen. Der Dichter beruhigte sich aber bei einer kurzen Antwort nicht und begann nun seinerseits über diesen



Die Matragengruft in Paris.

Gegenstand zu sprechen. Die Frage der Unsterblichkeit schien ihm untrennbar von der eines persönlichen Gottes, und gerade die Schwierigkeit, welche er finde, über diesen mit sich selbst ins Klare zu kommen, ließ ihm doch zuweilen auch die Unsterblichkeit wieder zweifelhaft erscheinen. Gegen diese Behauptung trat Fichte mit Entschiedenheit auf. Er meinte, es sei im Gegenteil Sache einer philosophischen Erörterung dieser Frage, sie vom theologischen Gebiet auf das rein anthropologische herüberzuziehen, denn gerade eine solche von verwirrenden Nebenvoraussetzungen geläuterte, rein physiologische und psychologische Forschung weise die persönliche Fortdauer nach dem Tode am unwiderleglichsten nach.

Dieser Gedanke, welcher damals zuerst in der Philosophie auftauchte, schien Heine neu und überraschend. Er bat Fichte, ihm sein anthropologisches System auseinanderzusetzen, und die Aufregung des Dichters wuchs, als der Tübinger Philosoph mit dem bekanntlich von ihm sehr entschieden vertretenen Satze auftrat, daß nicht nur eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, sondern konsequenterweise auch eine Präexistenz vor dem Eintritt in das Dasein anzunehmen sei. Präexistenz, irdisches Leben und Fortdauer nach demselben, dies alles sei gleichsam als ein Strom zu betrachten, und insofern lebten wir alle schon hier in der Ewigkeit.

Das Gespräch führte nun auf ein heikles Thema, welches aber damals stark an der Tagesordnung war, genau so wie heute; denn wie heute sich gebildete Menschen für den Spiritismus begeistern, so schwärmten damals ebenso gebildete Menschen für das Tischrücken, für Geisterklopfen und ähnliche Erscheinungen. Die Unterhaltung kam auf den Zustand, in welchem sich die abgeschiedenen Geister befinden, auf die Möglichkeit, sich den irdischen Sinnen bemerklich zu machen, auf die dunklen Beziehungen der jenseitigen zu den noch auf Erden lebenden Geistern, auf die Ekstase und visionäre Zustände, das zweite Gesicht und schließlich auch auf den animalischen Magnetismus. Heine hatte sich mit diesen Dingen viel beschäftigt und verweilte mit Vergnügen dabei. Er sagte: „Alle diese dunklen Gebiete betreffenden Thatsachen müssen sorgfältig gesammelt werden, weil sie bei fortschreitender Zivilisation immer mehr verschwinden. Je mehr durch die letztere das reflektierende Bewußtsein der Menschen geweckt wird, um so mehr treten jene Erscheinungen der Nachtseite unseres Seelenlebens mit seiner unbewußten Thätigkeit zurück. Ich selbst habe ein Beispiel von Hellsehen an mir beobachtet, das mich von der Existenz solcher Erscheinungen überzeugt hat. Mir träumte einst, der Papagei meiner Frau habe lustig im Käfig Zucker geknabbert und sei dann plötzlich tot zu Boden gestürzt. Meine Frau verfiel über diesen Verlust in heftiges Weinen. Bald darauf trat sie jedoch mit lachender Miene in mein Zimmer, einen wiederlebenden Papagei auf der Hand tragend. Dies mein Traum, den ich morgens

meiner Frau erzählte. Nachmittags darauf saß ich mit derselben am Kamin, mit ihr den Anzug für einen Ball des nächsten Abends verabredend, der Papagei knabberte im Käfig Zucker und fiel plötzlich tot hin. Meine Frau brach in heftiges Weinen aus. Bald darauf schenkte man meiner Frau einen neuen Vogel, den sie mit Lachen zu mir hereinbrachte. Das war das wiederbelebte Tier! Wenn dieses einen ganz gleichgültigen Gegenstand betreffende Faktum religiöser Natur gewesen wäre, so würde es gewiß jedermann als eine religiöse Vision, als eine Ekstase bewundert haben“. Heine war so sehr von der Wichtigkeit dieser Geschichte überzeugt, daß er durch die Erzählung förmlich in Feuer geriet und am Schlusse drei Finger emporhebend, ausrief: „Ich schwöre beim Geiste meiner Mutter, daß ich die Geschichte so erlebt habe, wie ich sie erzählt“.

Dann berichteten die Besucher verschiedene ähnliche Thatsachen. Man kam auf den berühmten schwedischen Theosophen Emanuel Swedenborg zu sprechen, und Heine erzählte, er habe in jungen Jahren einmal eine Travestie auf Swedenborgs „Paradies“ voll von Gold, Silber und Edelsteinen gedichtet, diese jedoch vor kurzem, damit sie nicht veröffentlicht werde, verbrannt. Fichte theilte ihm nunmehr auf sein Verlangen das wichtigste über Swedenborgs Persönlichkeit und Lehre mit. Er hielt den skandinavischen Seher für einen sehr hochstehenden Geist und sprach ihm das Verdienst tiefster psychologischer Einsicht zu.

Das Gespräch zwischen Heine und den beiden deutschen Philosophen hielt sich immer auf gleicher Höhe und gipfelte schließlich in der höchsten Frage vom ewigen Gotte. Gerade hier aber sprach sich Heine in ganz besonders weicher, fast kindlich-naiver Weise aus: „In der Krankheit hat man den lieben Gott nötig, in der Gesundheit vergißt man ihn“. Gleichwohl scheiterte der Versuch Fichtes, dem Dichter die Gewißheit der Seelenfortdauer nach dem Tode unabhängig vom Gottesglauben aus der menschlichen Natur selbst und allein zu erklären, bei Heine vollständig. Er war ja durch das himmlische Heimweh zum persönlichen Gotte zurückgeführt worden. Mit der Erörterung dieser Dinge fand die Unterhaltung ihren feierlichen Abschluß. Eine geraume Weile war über diesem alle Teile mächtig erregenden Gespräch im Fluge dahingeeilt, und es war hohe Zeit, an den Abschied zu denken. Mit inniger Rührung trennten sich die beiden deutschen Gelehrten von dem Dichter, den sie ja doch nimmer wiedersehen sollten.

Wenige Wochen nachher schrieb Heine an den jüngern von beiden, an Eduard v. Fichte, einen Brief in der Angelegenheit eines Freundes, den ich in meiner kritischen Ausgabe der Werke Heines mitgeteilt habe. Dort sagt er unter anderem, daß der Besuch des Philosophen in ihm sehr wohlthuende Erinnerungen geweckt habe, die noch heiter und erfreulich in ihm nachklingen. „In einem Buche, welches in diesem Augenblicke zu Hamburg von mir heraus-

gegeben wird, habe ich ganz brühwarm benützen können, was Sie über Swedenborg sagten; kommt es Ihnen zu Gesichte, so mag es mein Andenken in Ihrem Gedächtnisse auffrischen. Mein Zustand ist leider noch immer derselbe, und es will mich sogar bedünken, als litte ich unendlich mehr als früher. Ich muß nun zusehen, wie ich die Geduld bewahre, eine so schreckliche Heimsuchung mit Anstand zu ertragen“.

Das Buch, von dem Heine hier sprach, war der „Romanzero“, der im Herbst 1851 erschien. In dem Nachworte zu dieser Gedichtsammlung kommt Heine auch auf Swedenborg zu sprechen. Was er da sagt, ist sicher ein Ergebnis der Unterhaltung mit dem schwäbischen Philosophen, natürlich in Heinesche Manier umgewandelt. Er erzählt, daß nach Swedenborg die meisten Menschen in der anderen Welt das alte Treiben ruhig fortsetzen, manche hätten allerdings im Guten wie im Bösen ihren Charakter weiter ausgebildet. Diese Ansichten erschienen dem Dichter ebenso bedeutsam wie scharfsinnig. Er meint, daß der skandinavische Seher die Einheit und Unteilbarkeit unserer Existenz richtig erkannt habe. Aber er kann sich bei allem Ernst, mit dem er die Frage behandelt, doch die witzige Schlusspointe nicht schenken: „In der anderen Welt des Swedenborg werden sich die armen Grönländer auch behaglich fühlen, die einst, als die dänischen Missionäre sie bekehren wollten, an diese die Frage richteten: »Ob es im christlichen Himmel auch Seehunde gäbe?« Auf die verneinende Antwort erwiderten sie betrübt: »Der christliche Himmel passe alsdann nicht für Grönländer, die nicht ohne Seehunde existieren können.«“.

Ich weiß nicht, ob der ernsthafte deutsche Philosoph sehr zufrieden war, als ihm das Schlusswort des „Romanzero“ zukam mit der Versicherung des Dichters: „Sei getrost, teurer Leser, es giebt eine Fortdauer nach dem Tode, und in der anderen Welt werden wir auch unsere Seehunde wiederfinden“.

Fünfundzwanzigstes Kapitel. Alexander Weill.

Der letzte aus dem Kreise der Freunde Heinrich Heines, der letzte der kleinen Tafelrunde, die sich um den Dichter versammelte und die ihn auch auf der Matragengruft nicht verließ, war Alexander Weill, der am 16. April 1899 nach einem langen, an Abenteuern und barocken Einfällen überreichen Leben in Paris gestorben ist. Er war ein wunderlicher Heiliger und ein komischer Kauz dazu; man könnte fast versucht sein, ihn ein Original zu nennen, aber ich glaube, daß damit die Charakteristik seines Wesens nicht erschöpft wäre. Alexander Weill wollte ein biblischer Prophet und ein französischer Dichter sein. Beides ist er aber nicht gewesen und nicht geworden. Darin beruht die Tragik oder wenn man will:

die Donquichotterie seines Lebens. Nichtsdestoweniger schrieb er ein gutes Französisch, spielte er zu Zeiten eine gewisse Rolle in der französischen Litteratur und sogar in der Politik. Er war der Freund von Balzac, Victor Hugo, Alexander Dumas und anderer Notabilitäten und — was uns hier am meisten interessiert — auch der Freund Heinrich Heines.

Es verlohnt sich, über Alexander Weill etwas mehr zu sagen. Wenn ich nicht irre, hat ihm sogar Lombroso einen Platz in seinem Buche: „Genie und Wahnsinn“ angewiesen. Aber ich will mich hier darauf beschränken, seine persönlichen Beziehungen zu Heinrich Heine, der ja doch der Interessantere ist, zu schildern. Es ist dies notwendig, da „der kleine Weill“, so wurde er nämlich bis zu seinem Tode genannt, darüber ein Buch geschrieben hat, das voll ist von — nun, ich will gegen den Toten höflich sein und nur sagen: von Erdichtungen. Damit diese aber nicht in die Litteraturgeschichte übergehen, erscheint es als ein Akt der Pflicht gegen den Dichter selbst, das Verhältnis zwischen beiden historisch festzustellen.

Im Herbst 1839 kam Alexander Weill, der ein geborener elsässischer Jude war und später die berühmte Talmudschule zu Frankfurt a. M. besuchte, um Rabbiner zu werden, der aber, nachdem er ein hübsches Ballettmädchen geküßt, diesen ehrwürdigen Beruf aufgegeben und sich als deutscher Schriftsteller versucht hatte, mit der Familie seines Verlegers Durand nach Paris. Er war 26 Jahre alt und hatte 26 Francs in der Tasche, außerdem einen Empfehlungsbrief von Gustav Kühne an Heine.

Nun war aber Heine damals recht schlecht auf Kühne zu sprechen, der Heines persönlichen Bedrängnisse „mit empörender Roheit“ in seinem Blatte besprochen hatte. Die Aufnahme wäre keine allzu freundliche gewesen, wenn Weill sich nicht mit einem frivolen Scherzwort aus der hebräischen Poesie des Mittelalters in sehr geschickter Weise eingeführt hätte. Als er den Brief gelesen hatte, sagte Heine: „Sie bedürfen keiner Empfehlung. Man hat Sie oft für mich gehalten, das will sagen, daß Sie verteuelt viel Geist besitzen müssen. Ich habe noch keine von Ihren Korrespondenzen gelesen“. Das Eis war gebrochen. Als er Abschied nahm, sagte Heine: „Sie können zu mir jeden Tag und zu jeder Stunde kommen. Sie können bei mir frühstücken, wann Sie wollen; nur Geld dürfen Sie nicht von mir verlangen“. Im großen Ganzen hat sich Weill an dieses Programm gehalten, und wenn er doch Heine später manchmal anpumpte, so fand er trotzdem offene Taschen bei ihm. Mathilde war damals 23 Jahre alt und bildschön. Heine lebte mit ihr in wilder, aber glücklicher Ehe. Die Schilderung, die Weill von ihr entworfen, ist indes doch etwas zu phantastisch. Er vergleicht sie mit der Statue der Phryne in der Académie des beaux arts in Madrid. Heine nannte sie damals „meine wilde Kaze“. Als er zum erstenmal Weills Urteil über Mathilde hören



Mathilde Heine.

wollte, sagte dieser: „Körperlich ist sie der Marie Stuart ähnlich, hoffentlich aber nicht in ihren Fehlern und Lastern“.

Was nun Alexander Weill über Heines Ehe in seinem Buche: „Souvenirs intimes de Henri Heine“ (Paris 1883) erzählt, ist zum Teil unwahr, zum Teil übertrieben. Aber manches ist doch sehr interessant und trägt entweder den Stempel der Wahrscheinlichkeit auf der Stirn oder es ist durch anderweitige Äußerungen beglaubigt und kann deshalb als wahr angenommen werden. Denn gerade in der Zeit, in der das Verhältnis Heines zu Mathilde eine entscheidende Wendung nahm, kam Weill nach Paris. Er erzählt, daß Mathilde viele Verehrer hatte,

daß sie sich schließlich aber doch den standhaften Bewerbungen des deutschen Poeten gefangen gab und einwilligte, mit ihm zusammen zu leben. Sie gab ihre Stellung als Modistin auf, und die Besitzerin jenes Modewarengeschäfts, in dem sie angestellt gewesen, erhielt von Heine 3000 Francs Entschädigung. Wenn man Weill glauben darf, so hat Mathilde ihm einmal wörtlich das Gespräch nacherzählt, das sie mit Heine am ersten Abend ihres Zusammenwohnens geführt hat. Sie sagte damals:

„Henri, je t'ai donné tout ce qu'une honnête fille peut donner à l'homme qu'elle aime et qu'il ne peut lui rendre. Si tu crois que je ne sais pas que tu m'as achetée tu te tromps. Si j'ai consenti à être ta maitresse, c'est d'abord parce que de tous les hommes qui m'ont fait la cour, toi seul m'as plu, et parce qu'on m'a dit les Allemands étaient plus fidèles que les Français. Mais que tu m'aies achetée ou non, mois, je ne me suis pas vendue! Apprends donc que jamais je ne te quitterai, que tu m'aimes ou non, que tu m'épouses ou non, que tu me maltraites ou non, jamais je ne te quitterai. Entends-tu bien! Jamais! jamais! jamais!“

Es ist bekannt, daß Mathilde Wort gehalten hat.

Weill will aber auch dazu beigetragen haben, daß Heine sein Verhältnis später zu einer regelrechten Ehe erhob. Es geschah dieses, wie man weiß, nach dem Duell mit dem Gatten von Börnes Freundin im Jahre 1841. Weill behauptet, daß er und ein anderer Freund des Dichters diesen gezwungen hätten, nicht allein sich mit Herrn Strauß zu schlagen, sondern auch sich mit Mathilde ehelich zu verbinden. Er, der zufällig damals gerade in Deutschland gewesen sein will, habe Heine einen Brief geschrieben und die Notwendigkeit dieser beiden Akte vorgeführt. In einem dieser Briefe schrieb er ihm, daß er sobald als möglich Mathilde heiraten müsse, und sei es nur, um sich von ihr trennen zu lassen. „On se sépare de sa femme“, fügte er auf Französisch hinzu, „mais on ne quitte pas sa maitresse“. Heine zeigte diesen Brief seiner Frau nach der Heirat, sie lachte und war nicht böse darüber. „Cela ressemble bien au petit Weill“, sagte sie. Und als dieser Heine in Paris verheiratet wieder sah, sagte der Dichter zu ihm in Gegenwart seiner Gattin: „Madame Wohl hat sich schrecklich an mir gerächt. Sie hat mich gezwungen, Mathilde zu heiraten; aber auch ich werde mich rächen. Ich habe in meinem Testament alles, was ich habe, meiner Frau vermacht unter der Bedingung, daß sie gleich nach meinem Tode sich wieder verheirate. So bin ich sicher, daß es wenigstens einen Menschen auf der Welt giebt, der alle Tage meinen Tod betrauern wird. Wäre der Heine nicht gestorben, wird er jeden Morgen sagen, so hätte ich seine Frau nicht“.

Man sieht, Alexander Weill spielt nach seiner Versicherung eine große Rolle im Hause Heines; immer vorausgesetzt, daß man seinen Mitteilungen unbedingt glauben kann, wozu ich jedoch, wie gesagt, nicht durchaus raten möchte.

Sehr hübsch und wahrheitsgetreu ist das, was Alexander Weill über die Häuslichkeit Heines berichtet. Man kann dabei selbst die kleinen Brügeleien mit in den Kauf nehmen, die zwischen Heine und seiner Frau vorgefallen sein sollen, zumal da auf jeden Sturm ein desto hellerer Sonnenschein folgte.

Auch in dem journalistischen Kampfe, den die Freunde und Anhänger Börnes gegen Heine unternahmen, stand Weill auf der Seite des Dichters, obwohl er mit Börne ebenfalls befreundet war. Dagegen trennten sich ihre Anschauungen in der Politik. Für Heine war die Republik kein erstrebenswertes Ideal. Ein aufrichtiger Monarchist war er auch nicht; er war früher Anhänger der Juli-Monarchie, weil er, wie er sagte, sich keinen besseren Zustand im damaligen Frankreich denken konnte. Er hatte eine Unterstützung als Flüchtling bezogen, was ihn nicht hinderte, über die französische Politik so zu schreiben, wie er wirklich dachte. Die Republik war ihm nur ein Namenswechsel, ein neuer Titel. Der Name war ihm Schall und Rauch. „Nur das Farbige kann mich entzücken. Die abstrakte Idee ist ohne Reiz für mich. Was wäre die Liebe, wenn es keine Frauen, die Freundschaft, wenn es keine Freunde gäbe? Verzichteten Sie auf die Republik, denn es giebt keine Republikaner.“ Wenn nun Alexander Weill sich zum Sittenrichter über Heine aufwirft, so war das im Grunde genommen mehr als komisch, denn er selbst änderte fast in jedem Jahrzehnt seine politischen Ansichten. Anfangs entschiedener Republikaner, dann leidenschaftlicher Sozialdemokrat, wandelte er nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember plötzlich seine politischen Anschauungen und wurde, obwohl er dies später bestritten hat, ein eifriger Anhänger des zweiten Kaiserreichs. Er hatte also am wenigsten ein Recht, über Heines politische Ansichten ein Verdikt zu fällen. Ein einziger Ausspruch, den er darüber in seinem Buche bringt, klingt allerdings ganz heinisch. Er sagte einmal: „Alles besteht nur durch und im Kontrast. Der Tag mit der Nacht, der Vokal mit dem Konsonanten, die gerade mit der ungeraden Zahl, der Mann mit der Frau, der Geist mit der Dummheit (die unentbehrlich ist), die Harmonie durch die Dissonanz, und so auch besteht und dauert nur die Monarchie mit republikanischen Ministern und die Republik mit monarchischen Staatsmännern“.

Ein großer Irrtum aber ist es, wenn Weill erzählt, daß Heine nicht wußte, woher seine Pension kam, und daß er glaubte, sie käme direkt aus der Privatkasse desselben Louis Philipp, über dessen Geiz er sich oft moquiert hat. Heine wußte ganz genau, daß die Pension von 4800 Francs (nicht 6000 Francs, wie Weill behauptet), die er einige Jahre hindurch bezog, aus jenem Fonds stammte, den die französische Regierung Ausländern, Königen und Staatsmännern, Schriftstellern und Journalisten, die durch Geburt oder hervorragende Leistungen sich auszeichneten und in Paris im Exil in gedrückten Verhältnissen lebten, aus einem

geheimen Fonds zahlte. Man wird, wie wir schon früher konstatiert haben, die milde Auffassung, die er selbst von diesem „großen Almosen, das das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution mehr oder minder glorreich kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten“, heute nicht mehr teilen können. Wenn es eine Verleumdung wäre, zu behaupten, Heine wurde für das bezahlt, was er schrieb, so war doch eine Zeit lang der Verdacht nicht unberechtigt, daß er für das bezahlt wurde, was er nicht schrieb. Freilich auch dieser Verdacht erweist sich bei näherer Betrachtung als hinfällig.

Da Alexander Weill bei Heine in den vierziger Jahren aus- und einging, so sah er dort natürlich alle Freunde des Dichters, die aus der Fremde kamen. In seiner Erzählung tritt die einzige Freundin Mathildens, Madame Arnaut, die „flammenäugige Elise“ von Heine genannt, die Gattin eines Zirkusdirektors in Paris zum erstenmal vor uns auf. Alfred Meißner hat sie in seinen Erinnerungen nicht genannt und nur flüchtig erwähnt. Ebenso Madame Friedland, die Schwester Ferdinand Lassalles, dessen Bekanntschaft Weill ebenfalls bei dem bereits erwähnten Diner, das Heine dem Geschwisterpaar zu Ehren gab, gemacht hat, und noch manche andere, die wir weniger kennen.

In den trüben Tagen, die über Heine durch die Schuld seiner reichen Hamburger Verwandten gekommen waren, stand ihm Weill treu zur Seite. Er wußte Meyerbeer für den Dichter zu interessieren; er ist sogar für ihn einmal zu Benoit Fould, der ja mit dem Dichter verwandt war, gegangen, aber ohne dort zu reussieren. Was Weill dagegen über Heines Differenzen mit Meyerbeer seiner Zeit erzählte, beruht nicht auf Wahrheit. Er behauptet, daß Heine irgend einer Lappalie wegen über Meyerbeer entrüstet gewesen und ihm eines Tages gesagt habe: „Denken Sie sich diese Chutpe oder Nichtswürdigkeit, mir für meine Frau zwei schlechte Plätze anstatt einer Loge in die Oper zu schicken“. Das mag ja wahr sein, aber die Differenzen zwischen dem Dichter und dem Komponisten lagen doch tiefer.

Alexander Weill behauptet dreist, daß während der Zeit von 15 Jahren keine Woche, ja fast kein Tag vergangen sei, ohne daß er mit Heine entweder gesprächte oder diniert habe. Wenn er nicht kam, schrieb ihm entweder Heine oder Mathilde selbst holte ihn, von der dicken Pauline begleitet, von seiner Wohnung und zankte mit ihm, als wenn er ihr Bruder gewesen wäre. Auch dies ist nur *cum grano salis* aufzunehmen. Heine hielt Weill für einen Menschen, der viel Geist hatte, auch gut unterrichtet war, aber leider nicht sehr methodisch dachte und schrieb. In diesem Sinne empfahl er ihn auch an die „Mugsburger Allgemeine Zeitung“. Oft sogar hatte er Gelegenheit, ihm zu zürnen. Er hielt ihn für eine Kreatur von Gutzow in der Zeit, wo er mit diesem in schärfster Fehde lebte. Er warnte

Laube gelegentlich vor dem „Mist“ der Weillschen Korrespondenzen. Am eindringlichsten warnt er aber seine Frau während seines Aufenthaltes in Hamburg vor Weill, der damals die Absicht hatte, ihn anzupumpen. So schrieb er einmal aus Hamburg am 2. Dezember 1844 an Mathilde: „Gieb wohl acht, daß dieser Mensch Dir nirgends begegnet und daß er nicht Deine Anwesenheit in Paris erfährt. Durch seine Taktlosigkeit, durch seine Verbindungen und durch seine zudringliche Frechheit ist er gefährlicher als ein Feind“. Später verbesserte sich allerdings die Stimmung Heines gegen Weill. Er empfiehlt ihn gelegentlich Campe zur Mitarbeit am „Telegraph“, und 1847 schrieb er sogar zu den „Elsässischen Dorfgeschichten“ Weills jene berühmte Vorrede, die in seine gesammelten Schriften mit aufgenommen wurde.

Alexander Weill lebte damals in heftiger Fehde mit Berthold Auerbach, weil er die Priorität für das Genre der Dorfgeschichten in der deutschen Litteratur für sich in Anspruch nahm. Heine wies der Dorfnovellistik keine bedeutende Stellung in der Litteratur an. Er wagte auch kein Urteil über den Streit zu fällen, aber er hielt doch die Arbeit Weills in „ihrer Art gut und gelungen“ und zollte ihr „das ehrlichste Lob und die freundlichste Anerkennung“.

Was Heine damals über Alexander Weill sagte, ist so klar, und treffsicher wie fast alle seine kritischen Urteile. „Herr Weill ist freilich keiner jener Dichter, die mit angeborener Begabung für plastische Gestaltung ihre stillsinnig harmonischen Kunstgebilde schaffen, aber er besitzt doch in übersprudelnder Fülle eine seltene Ursprünglichkeit des Fühlens und Denkens, ein leicht erregbares, enthusiastisches Gemüt und eine Lebhaftigkeit des Geistes, die ihm im Erzählen und Schildern ganz wunderbar zu statten kommt und seinen litterarischen Erzeugnissen den Charakter eines Naturprodukts verleiht. Er ergreift das Leben in jeder momentanen Aeußerung, er ertappt es auf der That, und er selbst ist sozusagen ein passioniertes Daguerreotyp, das die Erscheinungswelt mehr oder minder glücklich und manchmal nach den Launen des Zufalls poetisch abspiegelt. Dieses merkwürdige Talent oder, besser gesagt, dieses Naturell bekundet sich auch in den übrigen Schriften des Herrn Weill, namentlich in seinem jüngsten Geschichtsbuche über den Bauernkrieg und in seinen sehr interessanten, sehr pikanten und sehr tumultuarien Aufsätzen, wo er für die große Sache unserer Gegenwart aufs Vöblich-Tollste Partei ergreift. Hier zeigt sich der Autor mit allen seinen sozialen Tugenden und ästhetischen Gebrechen; hier sehen wir ihn in seiner vollen agitatorischen Pracht und Lächerlichkeit. Hier ist er ganz der zerrissene, europamüde Sohn der Bewegung, der die Unbehagnisse und Ekeltümer unserer heutigen Weltordnung nicht mehr zu ertragen weiß und hinausgaloppiert in die Zukunft, auf dem Rücken einer Idee...“ In der That, dieses Porträt Alexander Weills ist in jedem einzelnen Zuge gelungen, und wer zwischen

den Zeilen zu lesen vermag, der weiß, warum ihn Heine als einen gezwungenen Reiter ohne Sattel und Zügel auf dem Rücken der Idee herumreiten sah.

Man kann sich nun denken, wie komisch es Heine fand, als Weill in dem großen Weltkuddelmuddel der Revolution von 1848 sich zum Deputierten aufstellen ließ und sogar 16000 Stimmen erhielt. Heine schrieb damals an Meißner: „Il a l'air député des talons jusqu'aux sourcils“, und er versetzte Heinrich Laube einen feinen Nadelstich, indem er diesem am 12. Oktober 1850 in demselben Briefe, in dem er ihn wegen seines Buches über das deutsche Parlament heftig getadelt, unter anderem schrieb: „Deinen politischen Glaubensgenossen Alexander Weill sehe ich gar nicht mehr“.

Diese Aeußerung stimmt nun allerdings wieder gar nicht zu den Mittheilungen Weills selbst, der einfach behauptet, daß er gerade in den letzten Lebensjahren Heine sehr nahe gestanden, ja daß er sogar auf dessen religiöse Befeuerung einen wesentlichen Einfluß ausgeübt habe. Indes hat sich dieser Einfluß nach der hübschen Erzählung Alfred Meißners im großen Ganzen darauf beschränkt, daß Alexander Weill, der in seiner Jugend Vorbeter in einer Synagoge des Elsaß gewesen, dem kranken Heine auf der Matrazengruft sehr oft die altjüdischen Melodien vorsingen mußte. Die dicke Mathilde wunderte sich aber nicht wenig, wenn sie dieses unerhörte musikalische Lamento, dieses Tremolieren und Quinquellieren zu Ohren bekam. Als Weill seine erste Melodie vortrug, verkroch sich der Pudel Minka unter dem Sopha, und Kottke, der Papagei, wollte sich zwischen dem Käfiggitter erhängen. „Herr Weill, Herr Weill“, rief Mathilde ängstlich, „treiben Sie doch den Spaß nicht zu weit!“ Weill fuhr aber auf Geheiß Heines fort, zu singen. Nun wandte sich Mathilde an ihren Gatten und fragte dringend: „Henri, sage mir doch, was sind das für Lieder?“ „Es sind unsere guten deutschen Volksgefänge“, erwiderte Heine, und bei dieser Aussage ist er hartnäckig verblieben.

Alexander Weill hat sich, wie ich schon am Eingang dieses Kapitels bemerkte, für einen biblischen Propheten gehalten. Zu einer seiner Schriften hatte er das Motto aus der Heiligen Schrift gewählt: „Einen Propheten aus Deiner Mitte, aus Deinen Brüdern, wie ich bin, wird der Ewige, Dein Gott, Dir auferstehen lassen“. Und in einer späteren Schrift wählte er für sich den Titel: „L'Isaïe de Faubourg Saint-Honoré“. Ich kann mir denken, daß Heine bei den religiösen Expektorationen Alexander Weills, und wenn dieser seine Ansichten über den Mosaismus und Esraismus entwickelte, die Augenlider hochgezogen und in seiner vernichtenden Weise gelächelt habe. Der arme Weill, der sich für einen Religionsstifter hielt, sah darin eine Zustimmung zu seinen Ansichten. So vertrugen sie sich ganz gut miteinander. Erst in den letzten fünfzehn Monaten vor Heines Tode kam es zum Bruch. Leider hat Weill darüber nichts Näheres erzählt. Er wollte die Umstände in seinen Memoiren ausführlich mittheilen, ist aber nicht dazu gekommen.

Unter den Wenigen, die Heine zu Grabe geleiteten, befand sich auch der Prophet des „Isaïe de Faubourg Saint-Honoré“. Er war, alles in allem genommen, doch ein guter Freund Heines, und man dürfte wohl auch auf ihn das Wort Goethes anwenden: „Es ist nicht genug, daß man sein Leben für einen Freund wagen darf, man muß auch im Notfall seine Ueberzeugung für ihn verleugnen können“.

Alexander Weill war dem Dichter ein Freund in der Not, ein Freund nach dem Tod und auch, nach dem schönen Sinngedicht, ein Freund hinterm Rücken. Auf diesen „drei starken Brücken“ ist er dem Dichter in das andere Leben, das er sich in seiner excentrischen Phantasie gar seltsam ausmalte, nachgefolgt. Heine hatte ihn gern, er unterhielt sich oft und viel mit ihm und er schätzte seine reichen Kenntnisse, namentlich in der hebräischen Litteratur. Die Donquichotterie seines Wesens aber und seiner religiösen Anschauungen hat er früher und besser erkannt als jeder andere. Eine solche große Donquichotterie war, im Grunde genommen, auch das Buch Weills über Heine. Ich weiß, daß er dies auch eingesehen und später wieder gutmachen wollte. Aber er hatte nicht mehr das Material dazu, denn er hatte die Briefe Heines an ihn durch einen Wiener Journalisten dem verstorbenen österreichischen Kronprinzen Rudolf verkauft, der sie seiner Mutter zum Geschenk gemacht hat.

Weill war besser als seine Bücher. Aber hier wie dort ist er bis zu seinem Tode ein moderner Don Quixote geblieben, und wie sein ehrfamer Vetter aus der Mancha rief er noch im Sterben: „Meine Religion ist die beste der Welt und ich der unglücklichste Ritter auf Erden — doch es ziemt sich nicht, daß meine Schwäche diese Wahrheit verberge. Stoßt zu mit der Lanze, Ritter!“ Aber dieser Ritter war kein verkappter Barbier, sondern vielleicht sein alter Freund Heinrich Heine, der ihm, wie er selbst gesteht, sehr oft im Traume erschienen ist.

Sechszwanzigstes Kapitel. Die Kleinen.

Ueberblicken wir die Reihe der Männer, deren Beziehungen zu Heine bisher geschildert wurden, noch einmal im ganzen, so ist es, als eröffnete sich unserm Blick die Aussicht auf ein weites Schlachtfeld. „Um mich her liegen die Leichen meiner Freunde, aber wir haben gesiegt“, so lautet ja der Hymnus des Dichters von „Schwert und Flamme“. Aber unter diesen Freunden fehlen uns bei der Rundschau doch einige, die nicht so sehr ihrer eigenen Bedeutung wegen, als vielmehr um des Dichters willen, oder weil ihre Beziehungen zu ihm für seine Lebensgeschichte entweder wichtig oder zum mindesten charakteristisch sind, nicht hätten übergangen werden dürfen. Ich nenne sie die Kleinen; nicht etwa an sich,

sondern nur an dem Maßstab der Großen gemessen, die mit dem Dichter in der ersten Reihe gekämpft haben.

Zu diesen zähle ich vor allen den in den letzten Jahren viel angefochtenen Alfred Meißner. Ich habe schon in einem früheren Buche seine Beziehungen zu Heine, die zeit lebens die intimsten und freundschaftlichsten waren, geschildert. So bleibt mir diesmal nur eine Nachlese aus verwehelter Spreu übrig. Der Name Meißners hat ja inzwischen leider viel von dem Glanze eingebüßt, den er zu Heines Zeiten und auch später noch hatte.

Die Heße, die gegen den Toten von seinem angeblichen Mitarbeiter Franz Hedrich eingeleitet worden, ist noch in Aller Erinnerung. Nun sind sie beide tot, und ich kann nur das wiederholen, was ich schon nach dem Erscheinen der ersten Schrift von Hedrich öffentlich ausgesprochen, daß ich von allen diesen Dingen kein Wort glaube, daß ich an Meißners dichterischer Schöpferkraft nicht einen Augenblick gezweifelt habe, und daß kein Hedrich der Welt im Stande wäre, das Bild zu trüben, das ich von seiner geistigen Eigenart innerhalb der zwölf Jahre unserer Bekanntschaft mir gebildet habe. Es versteht sich von selbst, daß diese Bekanntschaft durch unser gemeinsames Interesse für Heinrich Heine eingeleitet wurde und eigentlich auch nur durch dieses sich erhalten hat. Indem ich das rote Bändchen von dem Briefpaket löse, das seinen Namen trägt, finde ich unter vielen Schreiben des Mannes, die einen intim persönlichen Charakter tragen und schon deshalb zur Publikation sich nicht eignen, auch einige, die manches Interessante und Neue über Heine enthalten und die ich deshalb mitteilen möchte. Es soll dies zugleich ein, wenn auch geringer Tribut der Dankbarkeit sein für die unermüdliche Bereitwilligkeit zu jeder Auskunft über das Leben Heines, die ich Alfred Meißner verdanke, ohne dessen Beihilfe ich vieles Dunkle und Unklare in den Lebensbeziehungen Heines nicht hätte entwirren können.

Schon in meinem Buche: „Heinrich Heine und seine Zeitgenossen“ habe ich darauf hingewiesen, daß Alfred Meißner gerade nach dieser Richtung hin der geeignetste und zuverlässigste Berichterstatter über die letzten Jahre Heines gewesen sei. Er war aber noch mehr, nämlich der treueste seiner Freunde auch nach dem Tode, ja während der ganzen Periode, in der Heines Name so viel verdächtigt und sein Leben so oft angegriffen wurde. Es ist schwer zu sagen, was den alternden Heine zu dem damals noch sehr jugendlichen Poeten hinzog, als er im Jahre 1847 mit einer Empfehlung Heinrich Laubes an sein Krankenlager trat. Alle, die Meißner in seinen guten Tagen gekannt haben, wissen freilich, daß er eine ebenso liebenswürdige wie anziehende Natur war. Es lag in seinem Wesen etwas, was unwillkürlich Vertrauen erweckte und forderte; er war kein Lebenskünstler, aber er kannte doch das Geheimnis, alle zu fesseln, die zu

ihm in Beziehungen traten, und jeden zu seinem Freunde zu machen, den er zum Freunde begehrte.

Als einen der größten Fehlschläge seines an bitteren Erfahrungen nicht armen Lebens betrachtete es Alfred Meißner bis in seine letzten Tage, daß es ihm nicht vergönnt war, von seinen „Erinnerungen an Heinrich Heine“, die er 1856, wenige Wochen nach dem Hinscheiden des Dichters, unmittelbar unter dem Eindruck der Todesbotschaft niedergeschrieben, eine zweite Auflage zu veranstalten, in der er das wohl treue, aber hastig und alla prima gemalte Porträt schärfer ausgeführt hätte. Er trug allerdings später allerlei wichtige Züge in verschiedenen Mitteilungen nach, aber ein einziges, sorgsam ausgeführtes Bild ist dadurch nicht entstanden. So ist alles, was er über Heine gesagt, Fragment geblieben. Bis zum Jahre 1882 trug er sich noch immer mit der Idee, ein solches abgerundetes Porträt des Dichters zu entwerfen. Es legt aber von seiner großen Lebenswürdigkeit und Bescheidenheit ein wichtiges Zeugnis ab, daß er, der angesehene Schriftsteller, sofort von seinem Plan zurücktrat, als ein Jüngerer und Unerfahrener sich desselben bemächtigen wollte. Zur Bekräftigung dieser Thatsachen citiere ich folgenden Brief, den mir Alfred Meißner schrieb, als ich ihm meine Absicht ankündigte, eine Biographie Heines zu schreiben.

„Bregenz, 2. Februar 1882.

Lieber verehrter Herr!

Das ist eine vortreffliche Idee von Ihnen, ein Buch über Heine zu schreiben. Sie haben das Zeug dazu. Strodtmanns Buch ist mit außerordentlichem Fleiß geschrieben, aber gut ist es nicht, ich wenigstens mag nicht darin lesen. Der Mann zeigt keine Phantasie, es gelingt ihm nicht, sich ein Bild der Zeit, der Personen vor die Seele zu bringen. Alles ist nur tot, mechanisch aneinandergereiht. So ein Buch fehlt gar sehr, liefern Sie es uns, und Sie machen sich um die Welt verdient! Ueber mich disponieren Sie; was ich weiß, stelle ich Ihnen zur Verfügung. Ich glaube auch in der Lage zu sein, Ihnen manche Quelle aufzeigen zu können.

Autographen von Heine seit 1846 sind sehr selten. Sie kennen sein Augenleiden, die Lähmung u. Er hatte schon seit 1847 die Gewohnheit, alles: Briefe, Gedichte mit Bleistift in Cahiers zu schreiben und sie dann, wenn der Sekretär kam, diesem zu diktieren. Er schrieb mit Tinte höchstens noch kleine Billets. Ich besaß deren zwei, eins ist nach Amerika verschickt worden. Das größere besitzt Arthur oder Odo Russell. Ich schenkte es den Brüdern; sie leihen es gewiß gern her. Dann habe ich sechs Briefe, sämtlich vom Sekretär geschrieben und nur von Heine unterzeichnet. Er mochte das gräßliche Hin und Her seiner Schrift, den Abdruck seines Leidens, nicht in die Welt hinausenden.

Ich weiß, wer noch einen eigenhändigen, vier Seiten langen Brief von Heine erhalten: Ferdinand Friedland, vor Jahren in Wien verstorben. Aber der wird nicht zu bekommen sein von den Erben, er war für den Empfänger vernichtend und schloß mit den Zeilen: „Eilen Sie, Calmtonius, eilen Sie, damit ich Sie noch einmal lügen höre!“

Die Witwe Friedlands, Schwester Lassalles, ist wieder verheiratet und lebt in Wienerisch Neustadt; ihren Namen kann sie selbst nicht aussprechen und ich kann ihn mir nicht merken, aber von ihren Verwandten in Berlin können Sie diesen hochpoetischen Namen leicht erfahren. Dort giebt es jedenfalls Briefe. (Friedland war nämlich der Gasentrepreneur, bei dem Heine sein Erspartes verloren.)

Daß ich die Spur der Mouche, Elise Krinitz, ganz und gar verloren, wissen Sie aus meinen Notizen im „Schattentanz“, aber die Geschichte, die sie selbst erzählt, glaube ich nach reiflicher Ueberlegung nicht mehr; alles, was sie sagt, ist verdreht.

Dann sollten Sie zu erfahren suchen, wo Henri Seufferts Verwandte leben (er war aus Würzburg), dort liegen sicherlich auch interessante Briefe aus der Heiratsepoche. Seuffert war nämlich Trauzeuge Heines. Für Berlin müssen Sie bei Roberts (Rahels Bruder) Erben nachgraben; die besungene Friederike ist Ludwig Roberts Frau, frühere Primavese. Das ist alles sehr interessant zu malen; es giebt interessante Figuren vollauf. In diesen Kreis gehört auch Claren (Heun), der wahrlich mehr Talent hatte als alle, die ihn jetzt mit Rot bewerfen. Keiner ist so schlecht gemacht worden wie er und doch hat er einzelnes ganz Vortreffliche geschrieben. Aber das darf niemand mehr äußern.

Ueber Grillparzer hat Heine, soviel ich mich erinnere, nie gesprochen. Er hat gewiß auch für Heine nicht existiert. Die Naturen sind gar zu verschieden, wenngleich zwischen „Ratcliff“ und „Ahnfrau“ manche Beziehungen bestehen. Akademiker und Kunstsdichter waren ihm schrecklich.

Nun breche ich ab und wiederhole nur, daß ich Ihr Vorhaben mit den allerbesten Wünschen begleite und daß ich Ihnen dabei mit allem, was ich weiß, zur Seite stehe. Sie sollten mir den letzten Abschnitt eigentlich im Manuscript zeigen; gewiß könnte ich da oder dort etwas sagen.

Ich bin und bleibe in herzlichster Ergebenheit Ihr

Meißner.“

Unvergesslich bleibt mir die Dezemberstunde des Jahres 1880, in der in meinem Junggesellenstübchen Alfred Meißner und Berthold Auerbach sich einmal zusammenfanden. Alfred Meißner stand am wärmenden Ofen und Auerbach durchmaß das Zimmer mit festen Schritten. Sie stritten sich um Heine. Auerbach war zeitlebens ein Gegner des Dichters und die Verteidigung Meißners brachte ihn förmlich in Harnisch; je heftiger Auerbach wurde, desto stiller wurde Meißner, der ja ohnedies im Wortgefecht durch ein natürliches Hindernis gehemmt wurde. Als Auerbach einmal das Wort „Lump“ auf Heine anwandte, da wurde Meißner dunkelrot, aber er schwieg. Erst als Auerbach fortgegangen war, öffnete er mir sein Herz und in ungewohnter Beredsamkeit flossen ihm die Worte vom Munde zum Lobe seines Freundes. In jener dunklen Stunde sagte er mir die unvergesslichen Worte: „Die Freundschaft mit Heine ist eine der schönsten und heiligsten Erinnerungen, die ich in meinem Lebensbuch um keinen Preis missen möchte. Diese Erinnerungen stehen in meinem Gedächtnis dicht hinter denen an meine Mutter und — an meine erste Liebe!“

Diese posthume Treue des Dichters für seinen Helden hatte etwas ungemein Rührendes. Sie verklärte auch das Häßliche und die Nachseiten in dem Leben und Schaffen des Dichters, der ja für den jungen Meißner ebenfalls eine große Vorliebe besaß und ihn sogar einmal in einer französischen Vorrede zu seinem Werke als den einzig berechtigten Erben Friedrich Schillers in Deutschland zu bezeichnen wagte.

Heinrich Laube, der später übrigens Meißner wenig zugethan war, erzählte mir selbst, daß er Meißner mit einem warmen Empfehlungsbrief Heine zugesandt

habe. Er sagte dann weiter: „Man kann sich wirklich nichts Anmutigeres denken, als diesen kaum flügge gewordenen, freiheitsdurstigen, jungen deutsch-böhmischen Poeten mit der flatternden Dichtermähne, den gutmütigen Manieren und der ewigen Verliebtheit. Wir hatten ihn alle sehr gern, am liebsten aber Heine. Ja, Frau Mathilde behauptete wiederholt und sehr entschieden, er sei der einzige Deutsche, welcher menschlich aussehe, wobei sie es nie unterließ, mir einen ironischen Seitenblick zuzuwerfen. Ich selbst wanderte damals oft mit Meißner über die Boulevards, in die Kaffeehäuser und Lesekabinette, in die Theater und Vorlesungen. Er war kein Spielverderber der junge Meißner, zu jedem Spaß aufgelegt und bei jedem am Plage“.

Auch für Mathilde Heine hatte Meißner anfänglich eine große Vorliebe. Erst in seiner zweiten, durchaus pessimistischen Lebensperiode änderte sich seine Ansicht und eines Tages schrieb er mir: „Nun werde ich aber offen meine Meinung über das naive Dorfkind aus der Normandie sagen. Es giebt eben Dinge im Leben, die ein Mensch in jungen Jahren nicht durchschaut, weil er noch ein Novize im Leben ist und den Worten der Menschen mehr Bedeutung beilegt, als sie in Wirklichkeit haben; es giebt aber auch Dinge, über die man sich auch erst völlig klar wird, wenn Jahre und Jahre über sie dahingegangen“. Wer vermöchte freilich zu entscheiden, welche die rechte Beleuchtung eigentlich ist, ob die idealisierende der Jugend, ob die realistische des kritischen Alters? In keinem Falle aber darf man die eine um der anderen willen zurücksetzen oder dieser gar persönliche Motive unterchieben, wie es im vorliegenden Falle von unberufener Seite wiederholt geschehen ist.

Alfred Meißner war unerschöpflich, wenn er von Mathilden und ihrer Naivität erzählte. Einzelne der hübschesten Anekdoten hat er später selbst im „Schattentanz“, in den „Kleinen Memoiren“ und in seiner „Lebensgeschichte“ mitgeteilt.

Wie über Mathilde, so hat Meißner auch über die Mouché, jenes räthelhafte Wesen, das über das Sterbebett Heines wie ein Schatten dahinhuschte, in späteren Jahren anders geurteilt, als in seinen ersten Erinnerungen, immer aber hielt er sie für eine Frau von seltenen Geistesgaben, in deren anmutigem Wesen sich der französische Esprit mit deutscher Innerlichkeit in reizender Weise verband. Erst als die alte deutsche Sucht, alles Ferne zu idealisieren, auch über dieses Verhältnis sich ausbreitete und man anfang, förmliche Lobsalven auf die gute, dicke Elise zu dichten, regte sich in Meißner das Gerechtigkeitsgefühl und jene Wahrheitsliebe, die er so oft bewiesen und die ihm manche bittere Stunde bereitet hat.

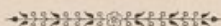
Mit besonderem Interesse verfolgte Meißner die Geschichte der Memoiren Heines und mit aufrichtiger Freude verkündete er mir auf einer Postkarte am 3. Dezember 1883:

„Lieber Freund! Nun werden wir ja auch die echten Memoiren erhalten. Ich habe es Ihnen immer gesagt, daß sie da sein müssen, und ich freue mich, daß ich Recht behalten. Es wäre ja auch unmöglich, daß die großen Foliobogen, von denen ich mehrere Hundert gesehen und auf die er seine Memoiren geschrieben, ganz verloren gegangen sein sollten. Daß sie nun vollständig ans Tageslicht kommen, bezweifle ich aber; Madame Heine wird jedenfalls einen Teil den Verwandten ausgeliefert haben, aber was noch da ist, ist jedenfalls echt. Julia ist ein ehrlicher Mann. Herzlichen Gruß!

In aufrichtiger Verehrung Ihr

Meißner.“

So war Alfred Meißner, und bis zu seinem Tode hat er dem Freunde das treue Gedächtnis und die innige Liebe bewahrt. Ich könnte noch lange von seinem guten Charakter, von seinem treuen Herzen und seinen lebhaften Freundschaftsgefühlen erzählen. Auch zahlreiche Briefe könnte ich zum Zeugnis anführen, die alle von inniger Verehrung für Heine erfüllt sind, aber auch von jener Gerechtigkeitsliebe, die in dem Freunde den Menschen wie den Dichter gleich hoch ehrte, die seine Fehler nicht verschwieg und seine Mängel nicht beschönigte. Die Litteraturgeschichte, sagt Heine, ist die große Morgue, wo jeder seine Toten aufsucht, die er liebt oder mit denen er verwandt ist. Für mich bleibt Alfred Meißner auf diesem Friedhof eine der sympathischsten Gestalten.



Weniger durch die Intimität seiner Beziehungen als durch den Umstand, daß es ein rheinischer und noch dazu ein Düsseldorfer Poet war, gehört auch der zweite der hier zu besprechenden Dichter, Wolfgang Müller von Königswinter, gleichfalls in die Lebensgeschichte Heines, in der er bisher noch keinen Platz gefunden hat.

Im Jahre 1842 ging Wolfgang Müller nach Paris, um die dortigen Spitäler kennen zu lernen. Er war mit den besten Empfehlungen ausgerüstet und lernte viele berühmte Franzosen und Deutsche kennen; nur Heine nicht, den er doch vor allen gern einmal gesehen hätte. Franz Dingelstedt hatte ihm zwar versprochen, sein Führer zu sein; aber sie verabredeten mehrere Male, sich zu treffen, um den Gang zu unternehmen, und verfehlten einander regelmäßig. Da erhielt Müller eines Morgens folgendes Billet: „Une dame, que Vous connaissez, désire Vous parler. Trouvez-vous demain vers midi rue Rivoli à la porte de la maison No. 22“. Er ging sofort zu Heinrich Seuffert, der auch als Freund Heines bekannt ist, und erbat sich von diesem sachkundigen Rat. Seuffert meinte, es würde ihn „wohl eher eine Altrappe als ein Abenteuer erwarten“. Gleichwohl folgte Müller der Einladung.

Karpeles, G., Heinrich Heine.

Die allerliebste Geschichte des Rendezvous erzähle ich am besten mit Wolfgang Müllers eigenen Worten: „Es war ein launenhafter Märzorgen, an dem Hagel- und Regenschauer neckisch mit blitzenden Sonnenstrahlen durch die Lüfte zogen, als ich, von der Seine kommend, durch den Tuileriengarten schritt und in die Rue Rivoli lenkte, um mir dort die besagte Hausnummer zu suchen, die ich denn auch ohne Schwierigkeit fand. Die genannte Straße hat nur eine Häuserreihe, welche sich gegenüber den Gärten und Terrassen des kaiserlichen Palastes hindehnt, jedes Haus gleicht dem andern in der Bauart wie ein Ei dem andern, dabei ziehen sich längst den Erdgeschossen rundbogige Arkaden hin, in denen sich Läden an Läden mit einer Ausstellung der mannigfaltigsten Waren und Luxusgegenstände reiht. In die Straße aber münden aus dem Innern der Stadt eine Menge von anderen Straßen. Die Hausthür, an welcher sich mein Posten befand, war die zweite von einer Ecke. Im Eckhause aber wurde gebaut, weshalb vorsichtshalber der Bogengang neben meinem Standpunkte mit Brettern zugenagelt war, deren ziemlich breite Ritzen mir indes gestatteten, in die fortgesetzten Arkaden zu sehen, ohne daß ich selbst gesehen wurde. So konnte ich denn das Feld, auf dem sich mein Abenteuer entwickeln sollte, nach allen Richtungen überschauen. Ich stand denn auch und blickte hinauf und hinab in das Gewühl der Dahinwandernden, ich ließ die Augen über die Straße schweifen, ich warf meine Blicke auf das nächste Thor, das in die Tuileriengärten führte. Alles vergebens! Sie wollte nicht erscheinen, *la dame que je connaissais*. Und wieder schaute ich durch die Zwischenräume der Planken. Siehe, da hatte sich plötzlich ein Tischgenosse aus der Rue Richelieu eingefunden. Es war Rochau, der dort mit seltsam lächelnder Miene bald stand, bald ein paar Schritte auf- und abwärts ging und sich, wie ich es gethan hatte, nach allen Seiten umjah. Mir drängte sich plötzlich und unwiderstehlich der Gedanke auf, ich, der Neuling in der großen Weltstadt, sei zum Gegenstand eines schlechten Wizes auserkoren worden, der von meinen deutschen Bekannten ausgesponnen wäre. Dingelstedt, Beneden, Haller und wie sie sonst hießen, würden sich nun auch einfinden und mit Rochau, der als Vorbote gekommen, verbunden um die Planken treten und mich gemeinsam verhöhnen. Ein heller Zorn kochte in mir auf, ich machte mir einen Saß voll grober Redensarten zurecht und blieb, statt dem drohenden Ungewitter zu entfliehen, in germanischer Verstocktheit nur desto hartnäckiger auf meinem Platze. Aber der erwartete Akt ließ schließlich doch zu lange auf sich warten. Da ich sah, daß Rochau noch immer mit derselben erwartungsvollen Miene hin- und herwanderte, so dachte ich, mit ihm allein die Sache abzumachen und trat plötzlich zu ihm heran: »Nun, was machen Sie denn hier?« fragte ich, »sonst sind Sie ja um diese Stunde im Lesefabinet der Galerie Montpensier!« »O, o«, sagte er mit einiger Verlegenheit, »ich schöpfe hier Luft!«

In die Ansicht verrannt, daß er an der Spitze des Komplotts gegen mich stehe, fuhr ich dann bitter fort: »Und um eine wohlfeile Komödie zu spielen«. Dabei zeigte ich ihm das Billet. »Wie, Sie haben auch einen Brief?« rief er aus, »so lassen Sie uns eilen, daß wir fortkommen, denn es werden sicher noch mehrere zum Stelldichein erscheinen!« Wir nahmen sofort Reißaus, er äußerte sich sehr grimmig, zumal da nicht einmal der erste April war, an dem einst einer unserer Pariser Bekannten stundenlang auf dem Montmartre vergeblich auf eine Dame gewartet hatte. Aber wir waren kaum zwanzig Schritte gegangen, so rief er laut lachend: »Da kommt auch Heine, er hat sich auch an der Nase herumführen lassen«. Und dann redete er eine kleine dicke Figur an: »Nun, Heine, haben Sie auch einen Brief erhalten?« »Ei freilich!« tönte die Antwort, und der Angeredete zog ein Billet aus der Tasche. Wir verglichen die Handschrift, es war in allen drei Zetteln dieselbe. Wer hatte diese Intrigue ausgeheckt? Keiner wußte eine Lösung des Rätsels. War Rochau nichts weniger als erbaut, daß er in die Falle gegangen war, so zeigte sich Heine im höchsten Grade verdrießlich und schalt solche Späße sehr wohlfeil. Er habe wohl etwas gewittert, aber eher geglaubt, dieser Streich sei von seinen alten Feinden ausgegangen, die ihn noch vor kurzem auf die gemeinste Weise verfolgt hätten. Zugleich bezog er sich mit der größten Unbefangenheit auf die bekannte Ohrfeigengeschichte und meinte, diesmal habe er für einen solchen Fall eine scharfe Waffe zu sich gesteckt, die er auch wirklich in der Gestalt eines kleinen Dolches aus der Brusttasche zog. Ich kann aber nicht anders sagen, als daß mir die Altrappe das größte Vergnügen machte, denn ich hatte den pikanten Dichter auf eine sehr pikante Weise kennen gelernt. Ja, ich wußte dem geheimen Urheber dieses seltsamen Stelldicheins den besten Dank.

Lange Zeit hielt ich Dingelstedt für den Schalk, der diese Begegnung anzettelte. Später aber hörte ich in Köln auf einem Ballé von einer jungen Dame, daß ihre Freundinnen, unter denen sich einige lustige, lebensfrische Rheinländerinnen befanden, sich den Spaß gemacht hatten, uns in der Rue Rivoli aufzupflanzen“.

Heine machte damals auf den jungen rheinischen Poeten durchaus keinen hervorstechenden Eindruck; er sah eher einem behäbigen Geschäftsmanne als einem Poeten ähnlich, der die Reisebilder geschrieben hat. Als aber Müller ihn näher kennen lernte, fand er doch bald den geistprühenden Dichter heraus. Mit Vorliebe ließ sich Heine von der gemeinsamen Heimat erzählen. Müller war darüber verwundert, daß das Andenken an den Dichter in Düsseldorf damals fast gänzlich erloschen war.

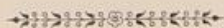
In seinen Knabenjahren wurde ihm ein kleiner alter Mann gezeigt, der ein Oheim des Dichters (Simon van Geldern) war und als Schreiber bei einem Advokaten Diederich arbeitete. Dann hörte er von einem alten Geheimrat Faj-

bender, der seit Anfang des Jahrhunderts in Düsseldorf gelebt und mit dem Rektor Schallmeyer befreundet war, daß dieser würdige Geistliche sich über das Genie des kleinen Gymnasiasten außerordentlich günstig ausgesprochen und geäußert habe, der kleine Schüler werde ein großer Mann oder ein großer Halunke werden!

Der einzige Mann, für den sich Heine damals interessierte, war Karl Immermann. Indes befandete sich sein Urteil über diesen Freund nicht mehr so anerkennend wie die Zeugnisse, die er ihm im Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn ausgestellt hatte.

Im November 1847 war Wolfgang Müller wieder in Paris und besuchte Heine in der Rue d'Amsterdam, wie er in seinen Erinnerungen behauptet, mit Jakob Benedey. Indes scheint hier ein Gedächtnisfehler vorzuliegen, da Heine damals mit Benedey arg verfeindet war. An dem Tage war gerade die Nachricht von dem Tode Felix Mendelssohn-Bartholdys und des berühmten Operateurs Dieffenbach in Paris eingetroffen. Heine war mit beiden befreundet gewesen und beklagte besonders das Hinscheiden des berühmten Chirurgen, mit dem er in Bonn zusammen studiert hatte. So wurde die Unterhaltung ein rechtes Todesgespräch. Ueber Immermann äußerte er sich diesmal mit weit größerer Achtung, ja, sogar Platen ließ er plötzlich alle Gerechtigkeit angedeihen und bedauerte von Herzen seine Angriffe auf einen Mann, der ein Pfleger der edelsten Richtung in der Poesie wurde, und dessen Kräfte, die sich in stetigem Wachstum zeigten, er unterschätzt habe.

Auch von den Memoiren war an jenem Tage viel die Rede, und ich erwähne dies ausdrücklich, weil Wolfgang Müller von Königswinter, der doch ein durchaus glaubwürdiger Zeuge war, in dem Kampfe, der vor einigen Jahren über die Heineschen Memoiren entbrannte, von keiner Seite als Zeuge citiert wurde. Heine erzählte ihm, daß er häufig an seinen Memoiren arbeite, und daß er zu diesem Zweck in der letzten Zeit seine Korrespondenzen durchgesehen und darin Papiere gefunden habe, „welche manchen jetzt florierenden Beamten als Hochverräter hinstellen würden, wenn er sie veröffentlichte“. Als die beiden rheinischen Landsleute aufbrachen, erhob sich Heine von seinem Schmerzenslager und versuchte ohnmächtig mit dem Fuße zu stampfen, als wolle er sein Siechtum abschütteln. Aber die Beine schlotterten, er konnte kaum auf den Füßen stehen. Wolfgang Müller schließt seine Mitteilungen über Heine mit folgendem Satz: „Als ich ihm mit den besten Wünschen für seine Genesung die Hand reichte, versicherte er mir, daß er über alle Täuschung hinaus sei und sich jeden Tag mehr und mehr absterben fühle. Er ist aber noch lange, lange Jahre gestorben, bis er am 17. Februar 1856 wirklich als ein toter Mann auf der Bahre lag“.



Wir kommen nun zu den Kleinsten der Kleinen und hier ist die Auswahl wirklich schwer. Zeitlebens hat Heine — ob freiwillig oder gezwungen, weiß ich nicht — viel mit den Kleinen verkehrt, und seine Beziehungen zu diesen sind nicht die unbedeutendsten in dem Schiffs-katalog seiner Freundschaften. Ich wähle daher aufs Geratewohl einen von diesen Vergessenen oder Uebergangenen aus. Sein Name war Heinrich Börnstein. Der Mann ist fast gar nicht bekannt; er gehörte mit zu jenen anonymen Helden, von denen Konrad Volz so schön sagt, daß ihre Lebensaufgabe darin bestehe, das Brot der Zukunft zu backen, indes sie selbst unbekannt und unbeachtet dahergehen. Dieser Heinrich Börnstein hat vor etwa dreißig Jahren die Erinnerungen seines vielbewegten Lebens aufgezeichnet unter dem Titel: „Fünfundsiebzig Jahre in der alten und neuen Welt“. Aber auch diese Memoiren sind nur wenig beachtet worden, obwohl sie eine Fülle des interessantesten Stoffes enthalten. Ich hatte sie gleich beim Erscheinen zufällig gelesen und gefunden, daß sie, neben manchem Unrichtigen und Verkehrten, doch auch einzelne sehr interessante Mitteilungen über Heinrich Heine enthalten, die trotz allem, was wir über seinen Aufenthalt, zumal in Paris, wissen, doch sein Bild nach verschiedenen Richtungen hin wertvoll ergänzen. Heinrich Börnstein kam nach Paris im Jahre 1842 mit einem großen Unternehmen, nämlich mit dem Projekt einer deutschen Oper. Leider fand diese ein jähes Ende, und zwar durch den Ausbruch der Cholera. Achtzig Menschen standen hilflos in der Fremde da, unbekannt mit der Sprache, ohne einen Pfennig in der Tasche. Da unternahm es Börnstein, zu ihrem Besten ein Konzert zu geben; zu diesem Zweck suchte er auch Heine auf. Hören wir, wie er diese erste Visite schildert: „Wir schickten unsere Karten hinein, und nach einer Weile kam der geniale Dichter hinaus in die Küche, entschuldigte sich, daß er uns hier empfangen müsse, da Madame Mathilde noch im tiefsten Negligé und der Salon noch nicht aufgeräumt sei; dann setzte er sich auf den Küchentisch und bat uns, auf zwei Holzstühlen Platz zu nehmen. Obwohl es schon 9 Uhr war, war Heine ebenfalls noch im tiefsten Negligé; ein großes Foulard um den Kopf gebunden, eine weiße Nachtjacke, ebensolche Unterhosen, deren aufgeknöpfte Bänder an den Knöcheln wie Merkursflügel flatterten, und schlarrrende Pantoffeln bildeten seinen Anzug. Welch ein Abstand von dem idealen Bilde, welches ich mir in meiner Phantasie von meinem Lieblingsdichter gemacht hatte. Aber das freundliche und geistvolle Gesicht, das schöne Auge, sein liebenswürdiges Wesen versöhnten mich bald mit dem unpoetischen Negligé. „Ja, meine Herren“, sagte er, nachdem wir ihm die Sachlage vorgetragen, „ich helfe meinen undankbaren Landsleuten gern, soviel ich kann, aber Geld habe ich keines, ich bin selbst ein litterarischer Proletarier, Journalkorrespondent, »feuilletonistischer Lump«, wie sie das in Deutschland nennen. Aber ich habe einige Freunde in Paris, und bei diesen will ich mich verwenden“.

Was Börnstein über die Ehe Heines erzählt, beruht auf irrtümlichen Auffassungen; interessant und wertvoll ist dagegen, was er uns über die Beteiligung Heines an dem von Börnstein und Bernays damals herausgegebenen demokratischen Blatte „Vorwärts“, und noch mehr, was er uns über sein Privatleben berichtet.

Auch von Heines übergroßer Empfindsamkeit weiß Börnstein manches zu berichten. „Mißgünstige Beurteilungen seiner Werke, Tadel und Aburteilung seines schriftstellerischen Wirkens ertrug er mit ziemlichem Gleichmut; aber Bemerkungen über seine Persönlichkeit und Privatverhältnisse, besonders über sein häusliches Leben, verletzten ihn auf das tiefste und nachhaltigste; wie oft hat er mich, diese oder jene Angaben in einem Pariser Briefe, irgend einer deutschen Zeitung, ihn persönlich betreffend, zu berichtigen, ja, meist stilisierte er diese Berichte selbst, und ich besitze noch einige von diesen Aufträgen von seiner Hand. Einmal sah ich ihn in einer wirklich außerordentlichen Aufregung, und zwar wegen einer unbedeutenden Kleinigkeit; es war nämlich ein kleines Gedicht veröffentlicht worden, unterzeichnet Heinrich Heine — ich glaube in einem kleinen deutschen Blatte, das eine Zeit lang in Brüssel erschien — und Heine war wütend darüber, daß man ihm die Vaterschaft unterschob, und hat und beschwor mich, in meinen Korrespondenzen die Autorschaft des Gedichtes in seinem Namen auf das bestimmteste zu desavouieren. Das Gedicht zirkulierte unter den Deutschen in Paris, wurde viel belacht und — nach drei Tagen vergessen. Heine konnte es aber nicht so schnell verwinden und forschte noch monatelang nach dem Verfasser — wie ich glaube, ohne Erfolg.“

Als ein Beispiel davon, wie Heine von seinen Gegnern verfolgt wurde, citiert Börnstein eine Persiflage auf den bekannten „Lobgesang“ Heines auf König Ludwig von Bayern in den „Deutsch-französischen Jahrbüchern“, die mit dem Vers beginnt:

Herr Heinrich Heine, der Dichter,
Der ist wohl schon lange tot,
Er starb im politischen Fieber,
Ersticht im politischen Rot . . .

Der Schluß des Gedichtes lautet folgendermaßen:

Du liebe Madonna von München,	Es ist eine alte Geschichte,
Gestehe es nur immer uns ein —	Herr Heine hat keine Ruh',
Wir können unmöglich alle	Und wirst jezo Gedichte
So schön wie Herr Heine sein.	Wie Junge das Känguruh.

Herr Heinrich Heine, der Dichter,	Es ist eine wahre Geschichte,
Der ist wohl lange nicht mehr.	Die ins Unglaubliche strebt.
Herr Heines poetischer Trichter,	Es hat der alte Heine
Der tutet noch immer umher.	Den Börne und sich überlebt.

erregt hatte. Auch bei der Table d'hôte im „König von England“, dessen origineller Wirt J. W. Marr, der Vater des berühmten Schauspielers war, hatte Heine Gelegenheit, Paganini kennen zu lernen und ihn, wie seinen ständigen Begleiter, den Schriftsteller Georg Harrys aus Hannover, genau zu beobachten. Offenbar hatte Heine schon damals die Absicht, beide zum Gegenstand einer Schilderung zu machen. Doch forderte er zunächst August Lewald auf, über Paganini zu schreiben. Als dieser aber nicht Wort hielt, machte ihm Heine Vorwürfe darüber: er habe ihm den so wertvollen Stoff freudlichst überlassen wollen, und es sei unrecht, daß er ihn nun verschmähe. „Solcher Scherze“ — fügt Lewald hinzu — „war er stets voll. Sehr schnell ward er von einer Idee ergriffen und erfüllt, aber zur Ausführung kam es nie.“

Indes sollte diese Idee doch zur Ausführung kommen, denn die Erinnerung an Paganinis Zauberspiel lebte noch lange in dem Dichter fort und gestaltete sich noch nach Jahren zu jenem wundervollen Capriccio in den „Florentinischen Nächten“, das wohl als die unübertroffene Charakteristik des Paganinischen Violinspiels gelten darf.

Auf die Frage der Maria, die Heine in den „Florentinischen Nächten“ in den Vordergrund stellt: „Lieben Sie Paganini?“ erzählt der Dichter zunächst von einem die wahre Physiognomie allein wiedergebenden Porträt des Künstlers, das der taube Maler J. P. Lysier „in seiner geistreichen Tollheit“ entworfen, und bei dem ihm nach eigenem Geständnis „der Teufel die Hand geführt habe“. Sodann schildert er die Erscheinung Paganinis selbst, und man muß sagen, daß die Schilderung auch dem gelungensten Porträt nur wenig nachgeben dürfte. War der fremde Geiger am selben Mittag unter den grünen Bäumen des Hamburger Jungfernstiegs dem Dichter schon „hinlänglich fabelhaft und abenteuerlich“ erschienen, so überraschte ihn doch noch des Abends im Konzert „seine schauerlich bizarre Erscheinung“, die er in folgenden Strichen schildert: „Das war Paganini in seiner schwarzen Galla: der schwarze Frack und die schwarze Weste von einem entsetzlichen Zuschnitt, wie er vielleicht am Hofe Proserpinens von der höllischen Etikette vorgeschrieben ist; die schwarzen Hosen ängstlich schlotternd um die dünnen Beine. Die langen Arme schienen noch verlängert, indem er in der einen Hand die Violine und in der andern den Bogen gesenkt hielt und damit fast die Erde berührte, als er vor dem Publikum seine unerhörten Verbeugungen ausframte. In den übrigen Krümmungen seines Leibes lag eine schauerliche Hölzernheit und zugleich etwas Tierisches, daß uns bei diesen Verbeugungen eine sonderbare Lachlust anwandeln mußte; aber sein Gesicht, das durch die grelle Orchesterbeleuchtung noch leichenartig weißer erschien, hatte alsdann so etwas Flehendes, so etwas blödsinnig Demütiges, daß ein grauenhaftes Mitleid unsere Lachlust niederdrückte. Hat er diese Komplimente einem Automaten abgelernt oder einem Hunde? Ist dieser

bittende Blick der eines Todkranken, oder lauert dahinter der Spott eines schlauen Geizhalses? Ist das ein Lebender, der im Verschneiden begriffen ist und der das Publikum in der Kunstarena, wie ein sterbender Fechter, mit seinen Zuckungen ergötzen soll? Oder ist es ein Toter, der aus dem Grabe gestiegen, ein Vampir mit der Violine, der uns, wo nicht das Blut aus dem Herzen, doch auf jeden Fall das Geld aus den Taschen saugt?"

Seine hatte ein „musikalisches zweites Gesicht“, wie er selbst erklärt; es macht uns dies begreiflich, daß er, der absolut nichts von Musik verstand, die feinsten musikalischen Intentionen von Komponisten und Künstlern erfassen und schildern konnte. Er hatte die merkwürdige Begabung, bei jedem Ton, den er erklingen hörte, „auch die adäquate Klangfigur zu sehen“. Und so kam es denn, daß ihm Paganini mit jedem Striche seines Bogens auch sichtbare Gestalten und Situationen vor die Seele zauberte, daß er ihm „in tönender Bilderschrift“ allerlei grelle und zauberhafte Geschichten erzählte, daß er vor ihm gleichsam „ein farbiges Schattenspiel hingauckeln ließ, worin er selbst immer mit seinem Violinspiel als die Hauptperson agierte“. Da verwandeln sich ihm die Coullissen des Theaterjaales in das heitere, lauschige Boudoir einer Primadonna, die wunderbare Melodien singt, wie sie die Nachtigall flötet in der Abenddämmerung, indes Paganini, der sich in einen strahlenden Kavaliere verwandelt hat, sie mit den entzückendsten Tönen seiner Violine begleitet. Da er vor der holden Sängerin niederknien will, um ihr zu huldigen, erblickt er unter dem Bett „einen kleinen Abbate“. Er zieht ein Stilet aus der Tasche und stößt es in die Brust der jungen Schönen . . .

Eine andere Variation über dasselbe Thema führt den Dichter — in die Hölle, wo ihm Paganini als ein gefesselter Teufel erscheint, der seinem Instrument schaurige Weisen entlockt, Töne, „in deren bodenloser Untiefe weder Trost noch Hoffnung glimmte“, gleich dem Gesang der gefallenen Engel, „die mit den Töchtern der Erde gebuhlt hatten und, aus dem Reiche der Seligen verwiesen, mit schamglühenden Gesichtern in die Unterwelt hinabstiegen“. Da wagt der gequälte Künstler plötzlich einen Strich, daß die Ketten entzweispringen und die Gespenster der Hölle verschwinden.

Ein drittes Bild zeigt Paganini in brauner Mönchstracht auf einem felsigen Vorsprung am Meere in der Dämmerung sitzend und Violine spielend. Mit seiner Zauberformel beschwört er die Geister der Fluten und entfesselt einen Sturm, der all die Unholde der Tiefe heraufbringt: „Ungetüme von fabelhafter Häßlichkeit, Krokodile mit Fledermausflügeln, Schlangen mit Hirschgeweißen, Affen, bemüht mit Trichtermuscheln, Seehunde mit patriarchalisch langen Bärten, Weibergeichter mit Brüsten an den Stellen der Wangen, grüne Kamelsköpfe, Zwittergeschöpfe von unbegreiflicher Zusammenfügung“, alle mit kaltschlügen Augen hinglitzend nach

dem fiedelnden Mönch, dem die Kapuze bei dem wilden Spiel zurückfällt, daß sein Haupt von schwarzen Schlangen umringelt erscheint . . .

Eine neue Transfiguration der Töne führt den phantastischen Poeten in einen kolossalen Raum, wie nicht das körperliche Auge, nur das Auge des Geistes ihn fassen kann. In der Mitte des Raumes schwebt eine leuchtende Kugel, auf der riesengroß und stolz erhaben ein Mann steht, der die Violine spielt, ein erhabenes Götterbild, von Pilgrimen umschwebt, deren Gesang das verhallende Echo jener Violintöne war, Klänge, die nie das Ohr hört, sondern nur das Herz träumen kann und in denen unnennbare heilige Inbrunst wohnt . . .

Solche Gestalten und Situationen führt das Spiel Paganinis dem sinnenden Dichter vor die Seele und er zaubert sie mit der phantastischen Glut seines Wortes vor das geistige Auge der Leser. Wort und Ton haben sich hier zu einer Harmonie vermählt, die der Traum edler Denker und großer Künstler zu allen Zeiten gewesen ist.

Wie aber der Tragödie das Satirspiel in dieser Welt nie fehlen kann, so auch in diesem Bilde. Die Begeisterung des großen Dichters für den Künstler wird alsbald Tagesgespräch in der guten Stadt Hamburg; kaum ist Paganini abgereist und in einem kleinen dortigen Blättchen der folgende Nachruf erschienen:

Paganini, lebe wohl!
Uns're Ohren sind von Deinen Tönen,
Deine Taschen sind von unserm Gelde voll — —

ein Poem, das auf die Hamburger Aussprache des Wörtchens „wohl“ — etwa: woll — gegründet ist, als sich sofort das Gerücht verbreitet, der Autor dieses unbedeutenden Gedichts sei Heinrich Heine. Der Dichter hat alle Mühe, diese Ehre abzuwehren, und sein Unmut darüber ist mehr als begreiflich.

Die Erinnerung an Paganinis Saitenspiel begleitet aber ihn in alle Weiten, durch das ganze Leben. So oft er später einen Violinspieler hört, taucht die Gestalt des blassen Virtuosen vor ihm auf. Fast zwanzig Jahre später schreibt er aus Paris in einem musikalischen Bericht: „Ich habe niemand besser, aber auch zu Zeiten niemand schlechter spielen gehört als Paganini“, und dasselbe rühmt er von dem bekannten Virtuosen Ernst, der Paganini „in seinen Gebrechen wie in seiner Genialität“ gleiche, während er Sivori, obzwar nur „ein matter Ersatz“, doch mit Vergnügen hört, wenn er ihn auch nicht, wie die Pariser, weil er ebenfalls in Genua geboren, für einen Schüler Paganinis hält. „Nein, Paganini hatte nie einen Schüler, konnte keinen haben, denn das Beste, was er wußte, das, was das Höchste in der Kunst ist, das läßt sich weder lehren noch lernen“.

Später entschließt sich Heine aber doch, Ernst für den einzig berufenen Nachfolger Paganinis zu erklären, der die bezaubernde Geige geerbt habe, „womit der Genueser die Steine, ja sogar die Klöße zu rühren wußte“. Paganini, der uns mit leisem

konvenabel als möglich in die Augen falle. Wird er als Inserat gedruckt, so bitte ich, mich wissen zu lassen, was ich dafür zu zahlen habe, da meine Freunde mir einen Teil der Kosten zu erstatten sich erbieten. Drucken Sie ihn jedoch als Nichtinserat (wo ich folglich auch Geld spare und was mir also auch in dieser Beziehung angenehm wäre), so können Sie die zwei Attensstücke, wenn es Ihnen passender dünkt, in deutscher Uebersetzung geben. Interessanter sind freilich die Originale, besonders das fehlerhafte französische. Das Ganze ist nur für das große Publikum von Interesse, und ich glaube, was ich geschrieben, ist gemäßig genug. Damit der Stempel des deutschen Protestierens gegen John Bull nicht verloren gehe, und noch anderer Gründe wegen, darf der Ort, woher der Artikel eingesandt, nicht genannt werden. . . Ich bitte, bitte, lassen Sie in einer oder der anderen Weise den Aufsatz nur schleunigst abdrucken; es liegt mir sehr viel daran und ich habe sonst keine Ruhe“.

Gustav Kolb konnte aber dem Wunsche Heines nur zur Hälfte entsprechen; der Abdruck des Artikels erfolgte schon acht Tage nach der Einsendung, am 15. Februar 1847, — aber im Inseratenteil, also wohl gar auf Kosten Heines.

Hören wir nun diesen Artikel, der Heinrich Heine so viel Geld und Ruhe gekostet hat, im Wortlaut:

„Zur Erläuterung.

Die Verehrer des Fräulein Jenny Lind, die nicht bloß ihrem Talente, sondern auch ihrem edlen, von jeder berechnenden Selbstsucht freien Gemüte das wahrhafteste Interesse widmen, haben mit Verdruß und Widerwillen den vom 23. Januar 1847 datierten Brief gelesen, den Herr A. Bunn, Direktor vom Drurylanetheater zu London, durch das Organ des Journal des Débats vom 29. Januar 1847 an Fräulein Lind richtete, und wo er die Arglist so weit treibt, daß er einen Privatbrief dieser Dame, den sie am 18. Oktober 1846 an eine dritte Person schrieb, unter seinem Briefe abdrucken ließ, was manchen flüchtigen Leser verleiten konnte, jenen Brief des Fräulein Lind als ein Antwortschreiben zu betrachten. Herr B. irrt sich, wenn er glaubt, daß weibliche Zagnis sich diesmal wieder intimidieren lasse; Rechtskundige u. zw. englische haben sich seitdem hinlänglich beruhigend ausgesprochen über die Geltung eines Versprechens, das längst erloschen und jedenfalls unter Voraussetzungen erteilt wurde, die sich seitdem als irrig erwiesen haben, wie z. B. Fräulein Linds Fähigkeit, die englische Aussprache zu erlernen, die sie sich trotz aller Mühe nicht aneignen konnte, was wir ihr herzlich gern glauben, während wir in der Einrede des Herrn B., daß er sie auf deutsch (warum nicht gar auf dänisch!) singen lassen wolle, nur gleichnerische Verhöhnung gesehen haben. — Fräul. Lind hat wohl nun endlich gemerkt, wie ihre nervöse Aufwallung und gar ihre Delikatesse dem Herrn B. gegenüber sehr schlecht placiert gewesen, und wie die jetzt so dringenden Einladungen dieses Herrn nur auf eine Geldfrage hinauslaufen, die der Direktor des Theaters der Königin zu London im voraus gelöst hat, indem derselbe sich verpflichtete, jede Summe zu zahlen, die durch ein Schiedsgericht oder durch die gewöhnlichen Gerichtshöfe dem Herrn B. zuerkannt werden möchte. Es ist also hier nur von den materiellsten Dingen, von Pfunden Sterling, die Rede, und Fräul. Lind thut gewiß besser, derartigen Ansprüchen in England selbst zu begegnen, als sich denselben durch ihre Abwesenheit gleichsam zu entziehen und wie eine zahlungsunfähige Schuldnerin den englischen Boden auf immer zu meiden. Das darf sie nicht und will sie nicht! Sie ist frei wie die Nachtigall in der Luft. — Wie jeder aus dem Briefe des Fräul. Lind ersieht, den Herr B. selbst veröffentlichte,

kannte sie weder England noch die Engländer. Sie wußte nicht, daß man unter jenen auch solche findet, die eben keine Gentleman sind, aber noch weniger wußte sie, daß es kein Land in der Welt giebt, wo eine Dame, ja jedes Frauenzimmer, durch den öffentlichen Geist, durch die Sitte und die ganze Geseßgebung so galant geschützt, ja privilegiert ist, wie eben in England. Und nun gar eine gefeierte Künstlerin, die als ein Gast des englischen Volkes auf dem Theater Ihrer Majestät der Königin auftreten würde! — Wir haben oben die Aussprüche der englischen Rechtsgelehrten erwähnt, die hier allein kompetent sind. Zur Bewahrheitung des Gesagten wollen wir hier das Gutachten eines Mannes mitteilen, der kein Geringerer ist, als eben Sir John Jervais, der Attorney-General. Da es für die Würde eines Attorney-Generals keine Analogie hier und in Deutschland giebt, so bemerken wir, daß derselbe der erste Rat der Krone ist in Rechtsangelegenheiten, daß er an der Spitze des englischen Juristenstandes steht, daß er in dieser Eigenschaft auch Mitglied des Parlaments sein muß, daß seine Stimme die entscheidende ist bei allen Hochverratsprozessen, bei allen gerichtlichen Verfolgungen im Namen der Königin, bei allen völkerrechtlichen Jurisdiktionsfragen — kurz, daß er ein Mann ist, dessen Wert die Engländer in ihrer monetarischen Weise auf 200 000 fl. jährlicher Amtseinkünfte taxieren. Beifolgend geben wir also sein Gutachten, indem wir eine Abschrift des Atteststückes, welches Fräulein Lind dem Herrn B. unterzeichnet, vorausschicken.“

So weit die Erklärung Heines, die sichtlich mehr auf Jenny Lind berechnet war als auf den englischen Direktor, die aber auch ihre Wirkung nicht verfehlte, denn wenige Monate später sang die Lind in der königlichen Oper zu London in italienischer Sprache! Daß Heine ihren unorthographischen französischen Brief und ihre Unkenntnis des Englischen boshaft mit in die Debatte zog, mag sie wohl damals wenig geniert haben. Man begreift aber nun, woher die Nachrichten kamen, die Heine damals in seiner letzten musikalischen Korrespondenz zu der Erklärung veranlaßten: „Seit Gustav Adolf, glorreichen Andenkens, hat keine schwedische Reputation so viel Lärm in der Welt gemacht wie Jenny Lind. Die Nachrichten, die uns darüber aus England zukommen, grenzen ans Unglaubliche“. Heine spricht dann immerfort von „unserer Jenny“. Wie die obige Erklärung nun beweist, hatte er ein gewisses Recht dazu; denn an ihren Londoner Erfolgen war er ja durch seinen Augsburger Federkrieg nicht ganz unbeteiligt.

Siebenundzwanzigstes Kapitel. Die Mouché.

War Alexander Weill der letzte der Freunde, so war die Mouché die letzte der vielen schönen und geistvollen Frauengestalten, die das Krankenbett auf der Matrazengruft umstanden, in diesem Falle richtiger: umschwirrten. Sie ist als Lehrerin der deutschen Sprache und Litteratur im Herbst 1896 in der alten Stadt Rouen im 62. Lebensjahre gestorben.

Schon bei Lebzeiten der Dame regte sich die Lust der Biographen und Kommentatoren sehr stark, ihre Biographie so romantisch wie möglich zu gestalten. Das Verhältnis zu Heine war ja in der That ein mehr als romantisches. Man wird in der ganzen Litteraturgeschichte vergeblich nach einem ähnlichen Vorgang suchen,

daß ein todtkranter Dichter, nahe am Rande des Grabes, sich noch einmal in ein junges Mädchen glühend verliebt. Allein schon aus diesem Umstand erklärt sich die Neigung, der Dame eine so romantische Lebensgeschichte als nur möglich anzudichten.

Es thut mir wirklich leid, wenn ich die Schleier der Romantik, die zarte und starke Hände gleichmäßig gewoben haben, werde zerreißen müssen, aber es bleibt



Camilla Selben. (Heines „Mouche“.)

noch immer genug Mystisches und Merkwürdiges in dieser Lebensgeschichte zurück, um selbst die Nerven verwöhnter Damen reizen zu können, auch wenn man die volle Wahrheit sagt.

Es war an einem schönen Oktobermorgen des Jahres 1855, als eine junge Dame in Heines Wohnung Einlaß begehrte, die ihm einige Kompositionen seiner Gedichte von einem Verehrer, dem Freiherrn Besque von Püttlingen in Wien, zu übergeben hatte. Sie war hübsch, zierlich gebaut, von mittlerer Größe. Hellbraunes Haar umrahmte in Locken ihr geistreiches, feines Gesicht, aus welchem die blauen Augen süß und schelmisch über dem lecken Stumpfnäschen hervorblickten. Das Bild, das wir von ihr geben, stammt natürlich aus späteren Jahren, die die Spuren einstiger Schönheit längst verwischt hatten. Sie war liebenswürdig und wußte den Dichter mit einem ganzen Blumenregen von Komplimenten zu überschütten. Kein Wunder, daß

sie Heine gefiel; es war wie ein Sonnenstrahl, der auf sein einsames Krankenlager gefallen war. Er freute sich, eine Persönlichkeit bei sich zu sehen, die „da unten gewesen war“. Bei diesem „da unten“ entschlüpfte ihm ein Seufzer, der wie der Wiederhall einer wohlbekannten, aber schon lange nicht mehr gehörten Melodie erstarb. So ward am Krankenbette des Dichters im Angesicht des Todes schnell ein Freundschaftsband geknüpft, und als die Dame aufbrach, gab ihr Heine ein Buch und bat sie dringend, wiederzukommen. Sie hielt diese Einladung für eine bloße Form der Höflichkeit und folgte ihr nicht, da sie den Kranken zu beunruhigen fürchtete. Nun wurde aber die Einladung auch schriftlich wiederholt, und zwar in sehr schmeichelhafter Weise, so daß sie ihr schon am andern Tage selbstverständlich Folge leisten mußte.

Von diesem Tage an hörten die Besuche der Mouche erst auf, als Heinrich Heine fünf Monate später an einem düsteren Februarmorgen nach seiner letzten Ruhestätte getragen wurde. So ist diese Beziehung unzweifelhaft die interessanteste aus den letzten Lebensjahren des Dichters. In einem kleinen Büchlein hat sie selbst über dieses Freundschaftsbündnis eine Art von Rechenschaftsbericht gegeben. Auch wenn man von diesem Bericht das abzieht, was offenbar unrichtig ist, und das, was vielleicht im Laufe der Jahre in ihrer Erinnerung sich verwischt haben mag, und endlich das, was sie selbst in etwas rosigerer Beleuchtung erscheinen lassen wollte, so bleibt noch genug des Interessanten und Merkwürdigen übrig.

„Unsere Geister“, sagte Heine einmal zu ihr, „sind nahe verwandt, und daher habe ich nichts vor Dir zu verbergen.“ In jedem Falle waren ihre Beziehungen zum Dichter auf gegenseitiges vollkommenes Vertrauen gegründet, was wir schon, bevor noch ihre Erinnerungen erschienen waren, aus den Briefen Heines an sie wußten. Diese 23 Briefe waren sämtlich schon erschienen, ehe die Dame mit großer Wichtigkeit von Schriftstücken sprach, welche das Hauptinteresse ihres Wertes bilden sollten und welche der Öffentlichkeit vorzuenthalten sie sich 1884 nicht mehr für berechtigt hielt, nachdem die Briefe längst gedruckt waren. Heine hatte die junge Dame bald nach dem ersten Besuche geduzt und dadurch in ihr das Gefühl einer gewissen Vertraulichkeit geweckt. Nach dem Petschaft, mit dem sie ihre Briefe gewöhnlich siegelte, gab er ihr den Beinamen: Mouche. Sie wußte sich auch dem Dichter nützlich zu machen. Während der Krankheit seines Sekretärs übernahm sie die Stellvertretung; sie las die Korrekturen seiner Schriften und führte allerlei Besorgungen für den Kranken aus. Zuweilen las sie ihm vor: deutsche Klassiker, französische Romane, politische Zeitungen. Die Bemerkungen Heines, die sie entweder aus dem Gedächtnis oder nach Notizbüchern wiedererzählt, sind geistreich und für die Lage des Dichters zuweilen sehr charakteristisch. Sie und da passiert

ihr allerdings ein kleines Malheur, z. B. berichtet sie eine kleine Studentengeschichte aus Göttingen, die ihr Heine erzählt haben soll, während sie thatsächlich viel später sich ereignet hat und — aus der Lebensgeschichte des Fürsten Bismarck stammt.

Abgesehen von solchen Kleinigkeiten und abgesehen von einigen Uebertreibungen, die man der Dame wieder zu gute halten muß, sind ihre Erinnerungen wertvoll und interessant, denn es steht unzweifelhaft fest, daß Heine das lebhafteste Interesse für sie empfunden und daß dieses Interesse sich in leidenschaftlichen Momenten sogar zur Liebe gesteigert hat. Als sie im Sommer zur Kräftigung ihrer Gesundheit nach Wildbad reisen mußte, erhielt sie von Heine die zärtlichsten Briefe. Einer derselben beginnt mit den Worten: „Allerliebste, süße Mouché! Oder soll ich etwa von Deinem Petschaft absehen und Dich nach dem Parfüm Deines Briefes nennen? Dann müßte ich zu Dir sagen: Mein allerliebstes Moschustätzchen!“ Und am Schlusse heißt es: „Ja, ich freue mich, Dich wiederzusehen, Du, meines Herzens liebliche Mouché! Du allerreizendstes Moschustätzchen, das zugleich sanft wie eine Angorafazze ist, welche Art ich am meisten liebe. Eine Zeit lang liebte ich die Tigerkazen; doch diese sind zu gefährlich, und die lebendigen Eindrücke, welche sie zuweilen auf meinem Gesichte zurückließen, behagten mir durchaus nicht. Ich befinde mich sehr schlecht. Nichts als Widerwärtigkeiten. Anfälle rasendster Schmerzen, Wut gegen meinen Zustand, der hoffnungslos ist! Ein Toter, der nach den glühendsten Genüssen des Lebens dürstet. Das ist entsetzlich!“

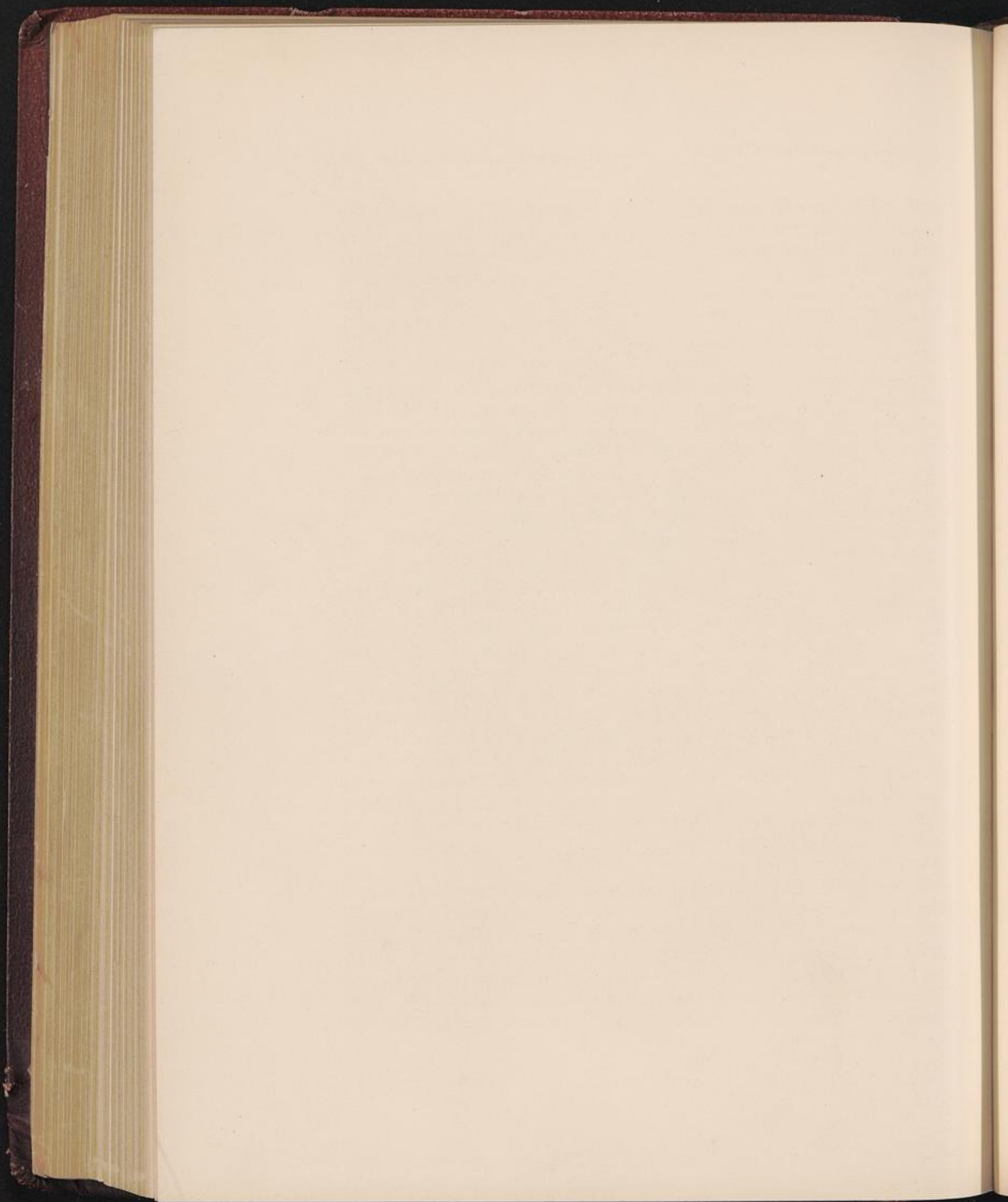
Als sie von Wildbad wieder nach Paris zurückkehrte, setzte die Mouché natürlich ihre Besuche bei Heine regelmäßig fort. Daneben wurde aber auch ein reger Briefwechsel unterhalten. Mehrere dieser Billets existieren noch. In den meisten unterschreibt er sich „Rebutadnezar II.“, wie er selbst sagt, weil er so unvernünftig wie der König von Babylon war und nur Kräuter aß, die seine Köchin „Spinat“ nannte. In den verschiedensten Tonarten enthalten diese Billets meist die Aufforderung, zu kommen; sie übersprudeln oft von den zärtlichsten Empfindungen. Er nennt sie sein „allerliebstes, reizendstes Käzchen“, „seine Lotosblume“; er sehnt sich nach ihrem Anblick, denn sie ist „die letzte Blume seines traurigen Herbstes“. In einem dieser Briefe heißt es: „Je öfter Du kämest, desto glücklicher wäre ich. Meine liebe, kleine, allerreizendste Mouché, komm, summe mit Deinen Füßchen um mich herum! Ich kenne ein Lied von Mendelssohn, dessen Refrain lautet: »Komme bald.« Diese Melodie geht mir beständig im Kopf herum. »Komme bald!« Ein anderes Mal: „Ich bin so krank! Nie war ein Dichter elender in der Fülle des Glücks, das seiner zu spotten schien. Ich küsse all Deine Lieblichkeit — aber nur in der Phantasie. Ich habe Dir nichts weiter zu bieten als die Phantasie, armes Mädchen!“



Heinrich Heine.

Gezeichnet von Ch. Gleyre 1852.

Nach einem Kupferstich im Verlage der Baumgärtner'schen Buchhandlung in Leipzig.



Neugierige Leute werden nun gewiß die Frage auf den Lippen haben: Wie verhielt sich Frau Mathilde zu diesem seltsamen Eindringling? Ich glaube, sie hat die Dame ignoriert, da sie ihr kaum noch gefährlich werden konnte. Andere behaupten freilich, daß sie selbst damals ihre brennende Eifersucht nicht unterdrücken konnte, und daß sie der Abneigung gegen die Fremde sehr oft deutlichen Ausdruck gegeben habe. Dafür rächte sich die gute Mouche aber, indem sie in ihren Erinnerungen ein recht ungünstiges Bild von Frau Mathilde entworfen hat. Besser stand sie sich mit der Schwester des Dichters, mit Frau Charlotte Embden. Die Art, wie er dieser geliebten Schwester seine Freundin vorstellte, ist sehr charakteristisch für den Dichter. Er drückte ihr einen Kuß auf die Stirn und sagte: „Dies ist meine Mouche!“ Wie sie selbst erzählt, sprach sie dann noch lange im anstoßenden Zimmer mit der Schwester des Dichters „von dem, der beiden teuer war, wobei nichts berührt wurde, was irgend einen Mißklang hätte erzeugen können“. Die Fürstin della Rocca berichtet aber in ihren Erinnerungen an Heine von einem interessanten Quiproquo am Krankenlager des Dichters, das sie doch nur von ihrer Mutter erfahren haben konnte. Wie zu anderen, so sprach auch Heine zu seinem Freunde Béranger oft mit Begeisterung von der Mouche. Dieser, von je ein großer Verehrer der Frauenschönheit, wünschte lebhaft, sie kennen zu lernen. Man verabredete ein Rendezvous, aber das Gedächtnis des alten Béranger war bereits schwach geworden, und er vergaß Tag und Stunde. So kam er natürlich zu einer ganz anderen als zur festgesetzten Zeit, um die Mouche zu treffen. Er fand auch in der That eine Dame an dem Bett Heines sitzen, und in dem Halbdunkel des Krankenzimmers hielt er sie für die Mouche. Erst später gewahrte er seinen Irrtum, denn die Dame war — Frau Charlotte Embden. Galant und liebenswürdig, wie alle Franzosen, wußte er sich aber aus der Verlegenheit zu ziehen und sagte der Schwester des Dichters die größten Artigkeiten.

Aber auch die Abneigung oder Gleichgültigkeit der Frau Mathilde vermochte den merkwürdigen und seltsamen Roman zwischen Heine und seiner jungen Freundin nicht zu stören. Sie setzte ihre Besuche fort, und er wurde von Tag zu Tag vertraulicher, ja leidenschaftlicher. Eines Tages erzählte er ihr einen seltsamen Traum, der ihm Stoff zu seinem letzten Gedicht geben sollte. Er war tot und lag starr und unbeweglich in einem herrlichen Mausoleum, das der Meißel eines großen Künstlers in vollendet schöner Form aus dem kostbarsten Marmor gebildet hatte und dessen wunderbare Reliefbilder abwechselnd erhabene und groteske Szenen, heilige und lächerliche Bilder darstellten. Es war ein Denkmal, das alle anderen an Pracht und Größe weit überragte. Am Fuße des Sarkophags blühte aus dem Boden eine Blume von dunkler Farbe hervor mit einer einzigen Blüte zwischen den lanzenförmig geschnittenen Blättern, in deren blassem Kelch man alle

Marterwerkzeuge aus der Passionszeit deutlich erkennen konnte. Plötzlich belebte sich die Blume und nahm menschliche Züge an. Ein süßes, trauriges Antlitz beugte sich liebevoll über den Toten, und dieser erkannte sogleich die wohlbekannten Züge. Was zauberte ihm dieser Traum vor? Es war das ferne Vaterland, aber nicht mehr in düsterem Zorn entflammt, nein, sanft und mild lächelte es dem Dichter, dem Menschen zu, durch dessen Leben sich die Liebe zu seinem Vaterlande in wechselnden Gestalten zog. Dieses Traumbild von der schwefelgelben Passionsblume ist noch einmal in dem letzten Gedicht Heines, das er der Mouche gewidmet, dargestellt. Es klingt wie ein poetischer Abschluß seiner Weltanschauung:

Die Gegensätze sind hier grell gepaart,
Des Griechen Lustsinn und der Gottgedante
Judas! Und in Arabestenart
Um Beide schlingt der Epheu seine Rante.

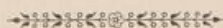
Und dieser Streit wird enden nimmermehr,
Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
Stets wird geschieden sein der Menschheit Heer
In zwei Partei'n: Barbaren und Hellenen!

Inzwischen wurde der Zustand des kranken Dichters immer bedenklicher. Er ahnte sein nahes Ende, aber noch einmal flackerte die scheinbar erloschene Flamme seiner Lebenskraft und Lebenslust wieder auf in den ersten Wochen des Jahres 1856. Mit Vorliebe erzählte er der Mouche in diesen Tagen die Geschichte seiner Jugend, von der blassen Veronika, vom Klostergarten, vom Rhein, von den Bädern zu Lucca. Mit besonderem Wohlgefallen lauschte er ihr, wenn sie mit ihrer melodischen Stimme ihm vorlas. Heine hatte großes Wohlgefallen an den lieblichen Märchen gefunden, die H. Laboulaye damals im „Journal des Debats“ veröffentlichte, und die Mouche mußte sie ihm jedesmal vorlesen. Eine ergreifende Szene war die ihres letzten Zusammenseins. Infolge einer Erkältung hatte sie ihre Besuche unterbrechen müssen. Als sie wieder in das Krankenzimmer trat, fiel ihr die fahle Blässe seiner Lippen auf und sie fand ihn besonders elend. „Endlich bist Du da!“ rief er ihr entgegen. Er war nicht so liebevoll gegen sie wie sonst, und sie brach in Thränen aus. Da rief er sie an sich heran, und sie mußte sich an den Rand seines Bettes setzen. „Nimm Deinen Hut ab, damit ich Dich besser sehen kann“, sagte er, und mit einer liebevollen Gebärde zog er an ihrem Hutbande. Von einer tiefen Bewegung ergriffen, warf sie ihren Hut ab und glitt an seinem Bett nieder. Vergebens suchte sie ihr Schluchzen zurückzudrängen. Kein Wort wurde gewechselt, aber die Hand des Freundes, welche auf ihrem Haupte lag, schien sie zu segnen. Dann trat sie langsam aus dem Zimmer. Sie hatte bereits die Schwelle überschritten, als der Klang seiner Stimme deutlich zwar,

aber doch wie angstvoll zitternd ihr Ohr berührte: „Auf morgen, hörst Du, säume nicht“. Am andern Tage war Heine tot.

In früher Morgenstunde war der große Tröster erlösend an das Bett des Dichters getreten. Als die Mouché hinkam, konnte sie nur noch den Leichnam sehen, der, der Statue auf einem Grabe gleich, in der majestätischen Ruhe des Todes dalag. „Keine Spur menschlicher Leiden und Leidenschaften war auf dieser kalten Hülle zurückgeblieben; der Tod zeigte sich gerecht gegen den, der ihn geliebt und besungen hatte, und schuf ein bleiches Marmorantlitz, dessen regelmäßige Züge an die reinsten Meisterwerke griechischer Kunst erinnerten.“

Mit diesem verfühnenden Eindruck schließt die Mouché ihre Erinnerungen ab. Das Interesse des Lesers findet aber noch nicht seinen Abschluß. Im Gegenteil, die Frage regt sich jetzt erst recht auf allen Lippen: Wer war diese seltsame Frauengestalt? Wer war die Mouché?



Es ist merkwürdig genug, daß sie es bis zu ihrem Tode verstanden hat, sich in einen mystischen Schleier zu hüllen. Sie hat in jungen Jahren all ihren Verehrern das Wort zugerufen: „Nie sollst du mich befragen!“ Und in alten Tagen hat sie sich in einen stillen Winkel zurückgezogen, um der Neugierde auszuweichen.

Zunächst ihr Name. Doch „hier stoß' ich schon“. Ich kenne drei Namen, die sie zu verschiedenen Perioden geführt hat. Als Fräulein van Belgern taucht sie zuerst in der Weltgeschichte auf; fünf Jahre später führt sie sich bei Heine unter dem Namen Elise Krinitz ein, und als ihre Erinnerungen erschienen, von denen ich bereits sprach, hieß sie plötzlich zum Erstaunen aller Camilla Selden. Mit diesem Namen ist sie ins Grab gegangen; den wirklichen hat aber wohl niemand erfahren. Auch über ihrer Herkunft waltet ein tiefes Dunkel, das sie selbst in dem Memoirenbruchstück, welches sie vor etwa zwölf Jahren in „Schorers Familienblatt“ erscheinen ließ, nicht gelüftet hat. Schält man das Thatsächliche aus der Umwicklung von Phrasen, die sie dort gebraucht hat, aus, so war sie die uneheliche Tochter einer Gouvernante und hat ihre Jugend in ziemlich wechselvollen Verhältnissen verbracht.

Daß sie eine Deutsche war, ließ sie selbst nicht in Zweifel, aber den Ort ihrer Geburt hat sie nie genannt. Fritz Mauthner, der sie persönlich kennen lernte, hielt sie für eine Pragerin, Alfred Meißner, der sie noch besser kannte, glaubte, sie sei eine Sächsin. Zwischen Dresden und Prag hat also jedenfalls ihre Wiege gestanden.

Man sieht aus all dem, daß die Dame viel zu verbergen hatte; denn nicht minder romantisch und merkwürdig wie ihre Kindesgeschichte sind ihre Jugend-erlebnisse. Sie kam in ihrem 15. Lebensjahre mit ihrer Mutter nach Paris und

soll dort drei Jahre später einen Franzosen geheiratet haben, der aber schon nach dem ersten Rausch des Ehelebens ihrer überdrüssig wurde und, da sein Herz einer anderen gehörte, sich ihrer auf eine merkwürdige Art zu entledigen suchte. Er bot ihr nämlich eines schönen Morgens an, ihn auf einer Geschäftsreise nach London zu begleiten, und freudig ging die junge Frau auf dieses Anerbieten ein. In London angekommen, behandelte er sie in schändlicher Weise, indem er ihr kaum die nötigste Nahrung zukommen ließ und sie in ein besonderes Zimmer einschloß, wenn er ausging. Eines Tages kam er in Begleitung eines Arztes nach Hause, den er gebeten hatte, seine Frau zu untersuchen, da er sie für krank halte. „Ich bin aber nicht krank“, erwiderte sie erstaunt. Der brave Mann hieß sie schweigen, das müsse er besser wissen. Nach zwei Tagen hielt ein Wagen vor der Thür, und er forderte Margot, denn so hieß sie damals, auf, mit ihm spazieren zu fahren. Sie hielten vor einer hübschen Villa und wurden von einem freundlichen alten Mann empfangen. Er führte Madame Margot in ein Gartenzimmer, dort drückte ihr der liebe Mann einen Kuß auf die Stirn und mit einem gütigen „Adieu, liebes Kind!“ verließ er das Haus.

Sie war in einer Irrenanstalt. Entsetzt über ihre Lage, fast gelähmt, konnte sie sich mit dem Arzt zunächst gar nicht verständigen. Aber später überzeugte sich dieser bald, daß sie nicht geisteskrank sei. Auch die anderen Aerzte kamen zu dieser Ueberzeugung. Nun wurde sie aus dem Irrenhause befreit und in einer Familie untergebracht. Natürlich setzte sie bald darauf vor Gericht die Trennung von jenem Manne durch. Sie hatte die Absicht, nie wieder nach Paris zurückzukehren, doch als sie ihre Mutter an ihr Sterbelager rief, konnte sie nicht widerstehen und eilte zu der teuren Kranken. Nun blieb sie aber auch in Paris.

So erzählt die Fürstin della Rocca in ihren Erinnerungen an Heinrich Heine. Augenscheinlich nach den in ihrer Familie existierenden Traditionen. Sie berichtet aber auch über den Anfang der Bekanntschaft mit Heine, und zwar in etwas anderer Weise als Madame Margot-Elise-Camilla. Heine suchte nämlich damals eine Vorleserin mit angenehmem Organ und ließ eine Annonce in die Zeitung setzen. „Margot kam, und so wie er mit ihr nur einige Worte gewechselt hatte, fühlte er sich angezogen. Ihre sanfte Stimme gefiel ihm und sie wurde angenommen.“

Das klingt, wie gesagt, ganz anders als der Bericht der Mouche; aber die Nachrichten, die ein anderer und durchaus zuverlässiger Mann, der die Mouche vor Heine gekannt hat, über sie gegeben, klingen wieder ganz anders als die Erzählungen der Fürstin della Rocca. Und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir den Erzählungen dieses Mannes unbedingtes Vertrauen schenken können, da die Mouche sie indirekt selbst bestätigt hat. Dieser Mann war Alfred Meißner.

Der Nimbus, der über ihrem Namen lag, ist durch seine Enthüllungen allerdings stark verblasst. Er war mit ihr schon sechs Jahre vor Heine bekannt, ja intim befreundet. Er lernte sie zuerst im Jahre 1849 auf einer Reise von Havre nach Paris im Eisenbahnwagen kennen. Sie waren beide allein im Coupé, das geistvolle, interessante Mädchen und der bildhübsche, geistvolle junge Mann, die sich gegenseitig sehr gefielen. Das Verhältnis wurde bald ein vertrautes. Beim Scheiden gab sie dem jungen Dichter einen Ring zum Andenken, verschwieg aber hartnäckig ihren Namen und ihre Wohnung. „Nennen Sie mich Margot“, sagte sie schmachkend. Als Meißner zwei Jahre darauf nach Paris reiste, traf er sie dort wieder, und beide verlebten sehr fröhliche Tage. Auch damals kannte er ihren Namen nicht. „Was führte sie überhaupt zu mir? Verließ sie eine achtbare Familie, Vater und Mutter, einen Geliebten vielleicht, einen Gatten?“ fragte er sich später.

Im folgenden Jahre war Alfred Meißner in London und wanderte eines Tages wohlgenut durch die Regent Street. Da erblickte er plötzlich seine schöne Unbekannte, die mit einer älteren Begleiterin aus einer Equipage aussteigt, um in einen Juwelierladen einzutreten. Sie ist diesmal in viel glänzenderer Toilette, als in Havre und Paris. Natürlich stürzt er sofort auf sie zu: „O, Margot, ist's möglich, Du in London?“ Doch da kam er schon an. „Sie irren, Monsieur, ich habe Sie nie gesehen.“ Margot geht vorüber, Margot kennt ihn nicht. Jahre vergingen. Das Bild der heiteren Freundin erblaßte allmählich in der Erinnerung Alfred Meißners; sie selbst hatte ja durch die lehtgeschilderte Szene jeden Faden zerschnitten. Da erhielt er plötzlich im März 1856 einen Brief aus Paris, der mit folgenden Worten anfang: „Da wäre ich denn wieder in Paris; nach fünf Jahren, die durch Krankheiten, Kämpfe, Leiden aller Art ausgefüllt waren. Da wäre ich denn wieder in Paris, wo ich Sie kennen lernte, um Sie nie wieder zu vergessen. Fünf Jahre! Eine Ewigkeit, wenn man darin erfährt, was das Herz solcher Frist leiden und dulden kann! Doch lassen wir die Vergangenheit. Ich will nur wissen, ob Sie jener noch manchmal gedenken, die zuletzt in London Sie so hartnäckig verleugnet — verleugnen mußte“.

Der Brief traf Meißner seltsamerweise kurz vor einer Abreise nach Paris. Sie hatte wieder eine neue Adresse angegeben: „Sarah Dennigson, *poste restante*“. Als Meißner sie aussuchte, erzählte sie ihm alles über ihre Beziehungen zu Heine, zeigte ihm die Briefe und Gedichte, die sie von diesem empfangen, und gestattete ihm, dieselben zu kopieren. Meißner hat in der That auch zuerst diese Briefe mitgeteilt. Sie sind mit Bleistift in großen Schriftzügen niedergeschrieben wie fast alle Briefzeilen (siehe 5. Beilage), die aus seinen letzten Lebenstagen herrühren und uns zeigen, welche Mühe dem armen Heine das Schreiben auf der Matratzen-gruft gemacht hat. Eine Zeilang bestand noch ein Briefwechsel zwischen beiden,

der sich jedoch nur auf Heine bezog. Nun wurden die Intervalle immer länger, bis 1860 ganz überraschend ein aus Wien datierter Brief kam, der Meißner mitteilte, die Mouche sei in Prag gewesen, wo sie ihn nicht gefunden habe; sie sei jetzt auf einer Reise nach Gmunden und Ischl begriffen. „Es waren dies die letzten Zeilen, die ich von ihr erhalten, und überhaupt das letzte Lebenszeichen, das mir von ihr geworden.“

Wie groß war aber sein Erstaunen, als zwei Jahre später Madame Belgern-Krinitz-Dennigson unter dem Namen Camilla Selden als Schriftstellerin auftrat und ihre „Erinnerungen an Heines letzte Tage“ herausgab. Ich besitze eine Reihe von Briefen Alfred Meißners aus jenen Tagen, die ein helles Schlaglicht auf die Dame werfen, und ich trage kein Bedenken, diese jetzt zu publizieren. Einen habe ich bereits im sechsundzwanzigsten Kapitel mitgeteilt. Ein zweiter Brief Meißners an mich lautet folgendermaßen:

„Bregenz, 3. Dezember 1883.

Verehrter Herr und Freund!

Das Buch »Les derniers jours« habe ich gelesen; es ist in der That von der Mouche. Ich war davon sehr überrascht. Ich hatte seit 23 Jahren nichts mehr von ihr gehört. Seitdem — vor etwa drei Tagen — ist das Feuilleton Wilhelm Singers in der „Neuen freien Presse“ erschienen. Auch Sie werden es gelesen haben. Singer hat sie als Lehrerin am Lyceum in Rouen angestellt gefunden. Sie muß jetzt etwa 57 Jahre alt sein, aber die Beschreibung paßt vollständig. Er behauptet, sie sei eine Pragerin, das glaube ich nicht. Ich halte sie für eine Sächsin. Mir gegenüber hätte sie sich doch als Pragerin verraten; doch nie deutete etwas darauf hin. Jetzt nennt sie sich Selden, doch im Jahre 1849 nannte sie sich van Belgern, später Madame de Krinitz; wie es sich mit ihrem wahren Namen verhält, weiß ich nicht. Sie hat offenbar mancherlei zu verbergen. Das Büchlein ist ganz in ihrem Stile geschrieben. Es kann nichts wesentlich Neues darin sein; alles Interessante habe ich aufgezeichnet.

Herzlichen Gruß Ihr

Alfred Meißner.“

In einem dritten Briefe aus demselben Jahre schrieb mir Meißner:

„Denken Sie nur, lieber Freund, daß Mathilde keine Ahnung von dem Verhältnis hatte. Sie wußte nur, daß eine junge Dame einigemal in der Woche zu ihrem Henri gekommen, stundenlang bei ihm gesessen und ihm vorgelesen, oder daß er ihr diktirt habe. »Ich habe mich nie viel darum gekümmert«, sagte sie mir, »nur ist mir zuweilen der Gedanke gekommen, ob es nicht ein heimlicher Spion wäre!« Sie sehen, wie weit die Intelligenz Mathildes sich erstreckte. Vielleicht finde ich noch einige Briefe der Mouche, sie hatte die Absicht, meine »Erinnerungen an Heine« zu übersetzen und in der »Revue des deux Mondes« unterzubringen. Ich weiß nicht, ob sie diese Absicht ausgeführt oder ob jene Zeitschrift die Uebersetzung nicht angenommen. Der letzte Brief, den ich von ihr erhielt, stammt aus dem Jahre 1860, wo sie eine Reise nach der Heimat machte

und mir aus Prag schrieb, daß sie bedaure, mich dort nicht gefunden zu haben. Sie sei auf einer Reise nach Gmunden und Ischl begriffen und hoffe bestimmt auf ein Wiedersehen. Diese Hoffnung ging aber nicht in Erfüllung, und später habe ich kein Lebenszeichen mehr von ihr empfangen."

Und in einem Brief vom 22. Dezember des folgenden Jahres heißt es: „Ein Porträt der Mouche aus alter Zeit besitze ich nicht. Die Photographie war noch nicht erfunden. Außerordentliche Reize waren auch nicht da. Heine lernte das Fräulein acht Jahre später kennen als ich; da war auch die *beauté de diable* fort. Ueberhaupt, lieber, verehrter Freund, machen Sie keine Idealgestalt aus dem Mädchen; es kommen da Nachgrabungen — kurz, es ist besser, alles im Schleier zu lassen“.

Dieser Ansicht hat eigentlich auch Camilla Selden gehuldigt. Man erfährt aus ihren Erinnerungen wenig, und einer der Briefe, die ich von ihr besitze, schließt mit dem Angstruf: „Werter Herr, schützen Sie mich nur ja vor Indiskretionen!“ Es bleiben also, wie gesagt, Rätsel genug in der Geschichte der Dame, aber die wesentlichsten scheinen nun doch gelöst. Sie war das rechte Mädchen aus der Fremde. Niemand wußte, woher sie kam, wohin sie ging, aber sie brachte manchem Gaben und Früchte, und was noch mehr ist: sie war die letzte Liebe des sterbenden Dichters, und als solche verdient sie die dankbare Erinnerung der Nachwelt.

